

# MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Abteilung für Jüdische Geschichte  
und Kultur an der  
Ludwig-Maximilians-Universität München

## DIE FRANKFURTER SCHULE UND DER HOLOCAUST

Beiträge von Momme Brodersen, Rainer Funk,  
Frederik van Gelder, Peter-Erwin Jansen,  
Doris Maja Krüger, Philipp Lenhard, Stefan  
Müller-Doohm und Gunzelin Schmid Noerr

Gastherausgeber:  
Philipp Lenhard

Jg. 16 / Heft 2 • 2022



---

Dieses Heft wurde gefördert vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München e. V.

**Herausgeber:** Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur,  
Michael Brenner

**Gastherausgeber:** Philipp Lenhard

**Beirat:** Martin Baumeister, Rom – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Benny Morris, Beer Sheva – Ronny Vollandt, München – David B. Ruderman, Philadelphia – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, New York – Wolfram Siemann, München – Alan E. Steinweis, Vermont – Norman Stillman, Jerusalem – Yfaat Weiss, Jerusalem/Leipzig – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

**Redaktion:** Michael Brenner, Eva Haverkamp, Philipp Lenhard (verantwortlich), Daniel Mahla, Martina Niedhammer, Julia Schneidawind, Eva Tyrell, Lena Voelk, Fabian Weber, Loel Zwecker (Lektorat)

**Anschrift:** Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

**e-mail:** [juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de](mailto:juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de)

**Erscheinungsweise:** Jährlich zwei Hefte.

**Bezugsbedingungen:** Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 10,00 € je Einzelheft, von 18,00 € im Jahresabonnement, zzgl. Porto abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

**Manuskripte:** Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte.

Umschlagabbildung Bildnachweis:

Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Nachlass Herbert Marcuse

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Herausgeber nicht möglich, alle Rechteinhaber der verwendeten Bilder zu ermitteln. Zur Abgeltung evtl. gegebener Rechte bitten wir die Rechteinhaber, sich an den Herausgeber zu wenden.

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Herstellung und Satz: Büro Beck, Kempten

Layout: Peter Mazzetti

Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH, Bretten

Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift Frank-Rühl-Hebräisch von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort Limud, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864–385X

# INHALT

---

## DIE FRANKFURTER SCHULE UND DER HOLOCAUST

<i>Michael Brenner</i> Vorwort . . . . .	5
<i>Philipp Lenhard</i> Einleitung . . . . .	7
<i>Frederik van Gelder und Gunzelin Schmid Noerr</i> Max Horkheimer – tätiges Eingedenken der Opfer . . . . .	14
<i>Stefan Müller-Doohm</i> Erfahrungen in der Fremde. Adornos Exiljahre in England und den USA . . . . .	24
<i>Momme Brodersen</i> Walter Benjamin und der Holocaust – ein Thema? . . . . .	42
<i>Doris Maja Krüger</i> „... vor dem Grabmal in Dachau“ Leo Löwenthals erster Besuch in der Bundesrepublik . . . . .	52
<i>Peter-Erwin Jansen</i> Weises Schweigen? Stummes Schweigen? Herbert Marcuse und der Holocaust . . . . .	62
<i>Philipp Lenhard</i> Verschlungen vom Behemoth. Franz L. Neumann und der Holocaust . . . . .	75
<i>Rainer Funk</i> Erich Fromm – Humanismus nach Auschwitz. Fromm und das Institut für Sozialforschung . . . . .	95

## BERICHTE

<i>Michael Brenner</i> Nachruf auf Dr. Evita Wiecki . . . . .	107
---	-----

## BILDERSCHAUEN

<i>Bilderschau I: Impressionen von den Feierlichkeiten anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur am 15. Juni 2022 . . . . .</i>	110
--	-----

---

<i>Bilderschau II: Die Internationale Konferenz „The Final Chapters: Twentieth-Century Jewish Communities in the Muslim World. Comparative Perspectives“ am 21. und 22. Juni 2022 im Historischen Kolleg München</i>	<i>112</i>
--	------------

#### NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern und Absolventen	114
Veranstaltungen	117
Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls	119
Die Autorinnen und Autoren	123
Übersicht der Themenschwerpunkte der bisher erschienenen Hefte	126

Michael Brenner

## Vorwort

In diesem Jahr feierte der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur sein 25-jähriges Bestehen mit einer eindrucksvollen Veranstaltung, in deren Rahmen der Doyen der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung, Prof. Michael Meyer aus Cincinnati, über die Biografie von Rabbiner Leo Baeck sprach. Baeck verkörperte wie kein zweiter die Geschichte des deutschen Judentums in Kaiserreich, Weimarer Republik, NS-Zeit und letztlich der Emigration. Mit seinen zahlreichen Schriften zur jüdischen Religion, seiner führenden Rolle im deutsch-jüdischen Gemeindeleben, seiner Lehrtätigkeit an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, die er unter schrecklichsten Umständen noch im Ghetto von Theresienstadt fortführte, war er Repräsentant des jüdischen Geisteslebens und der jüdischen Gemeinde in einer schwierigen Zeit.

Die in diesem Band im Mittelpunkt stehenden Personen repräsentieren eine andere Seite der deutsch-jüdischen Gemeinschaft. Die meisten Mitglieder der Frankfurter Schule waren weder religiös noch im jüdischen Gemeindeleben aktiv, sie besuchten keine Synagoge und waren nicht Teil der damals gefeierten Renaissance jüdischer Kultur. Daher werden die jüdischen Aspekte ihrer Biografien von Historikern leicht übersehen. Die Beiträger dieses Hefts füllen nun einige dieser biografischen Lücken, indem sie die jüdischen Familien- und Freundschaftsgeschichten führender Vertreter des Instituts für Sozialforschung näher beleuchten und dabei insbesondere auf die Erfahrung des Exils, der Verfolgung und auch Vernichtung eingehen. Dabei soll es nicht darum gehen, diese zumeist säkularen Menschen nachträglich „jüdischer“ zu machen als sie waren, sondern lediglich um die notwendige Vervollständigung ihrer komplexen Biografien.

Mein besonderer Dank gilt dem Gastherausgeber dieses Heftes, Philipp Lenhard, der alles andere als ein Gast ist. Als verantwortlicher Redakteur hat er viele Jahre lang zum Gelingen dieser Zeitschrift ganz entscheidend beigetragen. Er verabschiedet sich nun von uns mit einer von ihm herausgegebenen Ausgabe, die sicherlich auch weit über unseren Freundeskreis hinaus Aufmerksamkeit erregen wird. Wir wünschen Philipp Lenhard an seiner neuen Wirkungsstätte in Berkeley – wo von

Martin Jay eine der grundlegenden Geschichten der Frankfurter Schule geschrieben wurde – weiterhin viel Erfolg und sehen gespannt seiner neuen Geschichte der Frankfurter Schule entgegen, die 2023 beim C.H. Beck Verlag erscheinen soll.

Mit Beginn dieses Wintersemesters stehen auch weitere Umbrüche bevor. Neben Philipp Lenhard, der acht Jahre als Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl wirkte, verabschiedet sich nach sieben Jahren Dr. Daniel Mahla, der Koordinator des Zentrums für Israel-Studien. Auch er wird eine schmerzhaft Lücke hinterlassen, hat er doch ebenfalls vielfältige Initiativen entwickelt, von der ich hier nur unseren Podcast hervorheben möchte, der eben seine 50. Sendung produziert hat. Wir wünschen ihm, wie auch Dr. Rachel Furst, die sowohl in der mittelalterlichen als auch in der neuzeitlichen jüdischen Geschichte an unserer Abteilung gelehrt und geforscht hat, alles Gute an der Universität Haifa, an der er zukünftig lehren wird.

Auch im Sekretariat steht ein Wechsel bevor. Frau Nicole Singer verlässt uns nach acht Jahren, in denen sie mit ihrer ruhigen und doch souveränen Art mehrere Generationen von Hilfskräften am Lehrstuhl eingewiesen hat, für einen reibungslosen Ablauf in unserer Verwaltung sorgte und sich um den ordentlichen Ablauf zahlreicher Veranstaltungen sowie der universitären Lehre gekümmert hat. Auch ihr gelten unser herzlichster Dank und unsere besten Wünsche für den Ruhestand.

Eine letzte Veränderung ist besonders schmerzhaft. Dr. Evita Wiecki, die seit über einem Jahrzehnt am Lehrstuhl wirkte, ist in diesem Sommer viel zu früh von uns gegangen. Ein ausführlicher Nachruf findet sich in dieser Zeitschrift. Sie wird uns nicht nur als Jiddischdozentin fehlen, sondern auch als langjährige Organisatorin der Sommeruniversität von Hohenems, als Vorstandsmitglied unseres Freundeskreises und als tatkräftige Mitarbeiterin an der Vorbereitung des geplanten Master-Studiengangs Jüdische Studien. Vor allem aber werden wir den lebensfrohen Menschen vermissen, die immer hilfsbereite Kollegin, die humorvolle und kluge Dozentin. Wir sind dem Vorsitzenden des Kuratoriums unseres Freundeskreises, Dr. Paul Tauchner, sehr dankbar, dass er zu ihrem Andenken ein Evita-Wiecki-Stipendium für einen jährlichen Sprachkurs gestiftet hat. Wie werden Evita Wiecki zum Jahrestag ihres Ablebens mit einer angemessenen wissenschaftlichen Veranstaltung gedenken.

Philipp Lenhard

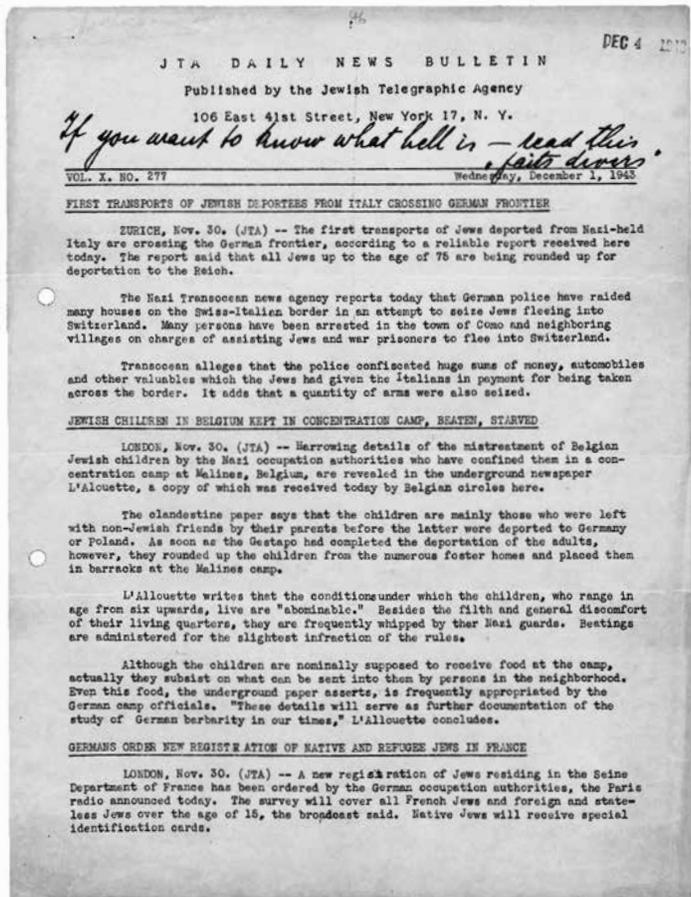
## Einleitung

Im Dezember 1943 legte der Sozialwissenschaftler Friedrich Pollock, seinerzeit stellvertretender Direktor des emigrierten Instituts für Sozialforschung an der Columbia University in New York, einem Brief an seinen Freund und Kollegen Max Horkheimer einen Bericht der Jewish Telegraphic Agency bei. Mit Bleistift hatte Pollock darauf notiert: „If you want to know what hell is – read this ‚faits divers‘.“<sup>1</sup> Der Bericht der JTA enthielt detaillierte Informationen über die Judenverfolgungen in Italien, Belgien und den Niederlanden, darüber hinaus eine kurze Nachricht über Massenerschießungen im Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek:

The Polish government today reported that the German authorities in Poland massacred 15,000 Jews at the end of the month when they liquidated the Majdanek concentration camp. Other Jews in the camp were sent to work in German war factories in Cracow and are now held in barracks outside the city.

Tatsächlich waren am 3. November 1943 an nur einem einzigen Tag 17 000 Jüdinnen und Juden erschossen worden. Dieser Massenmord, im euphemistischen NS-Jargon „Aktion Erntefest“ genannt, war aus Sicht Heinrich Himmlers eine notwendige Reaktion auf den Aufstand von Sobibór gewesen, bei dem sich 600 Häftlinge gegen ihre Peiniger zur Wehr gesetzt hatten. Doch auch nach den „Liquidierungen“ lief die Todesmaschinerie weiterhin auf Hochtouren. Die Nazis mochten zwar in der internen Kommunikation vereinzelt Begründungen für ihre Taten anführen, aber diese waren nur vordergründig rationale Sicherheitserwägungen. In Wahrheit waren Menschen wie Himmler von einer unstillbaren Vernichtungswut getrieben, die zwar zweckrational nach effizienter Umsetzung strebte, aber eben auch grundlegend irrational war. Erst im Juli

<sup>1</sup> Friedrich Pollock an Max Horkheimer, 4. Dezember 1943. In: Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Na1, Nachlass Max Horkheimer, 580, 46.



1 Bericht der Jewish Telegraphic Agency mit Pollocks handschriftlicher Notiz, 1943

1944 gab die SS Majdanek überhastet auf – und zwar nur deshalb, weil sich die Rote Armee näherte.

Aus dem von Pollock gesendeten Bericht der JTA geht zweifelsfrei hervor, dass die deutsche Regierung für den systematischen Massenmord an Jüdinnen und Juden im besetzten Polen verantwortlich war.<sup>2</sup> Aus dem polnischen Untergrund war zudem die Nachricht zu vernehmen, dass

<sup>2</sup> Im Folgenden werden neben beschreibenden Formulierungen wie „Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden“ auch die Termini „Holocaust“ und „Schoa“ synonym verwendet. Der Herausgeber ist sich der Problematik beider Begriffe bewusst, hat sich aber aus Gründen der Lesbarkeit dazu entschieden, sie im Hinblick auf den alltäglichen Sprachgebrauch dennoch zu benutzen.

German authorities have announced a 500-Zloty award, together with the clothes and shoes of the victims, for anyone giving information concerning the whereabouts of Jews who escaped from the ghettos and are hiding in the woods and in villages.

Diesen letzten Satz hatte Pollock im Bericht mit Bleistift unterstrichen.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt also muss Pollock und Horkheimer, die gemeinsam das Institut für Sozialforschung im amerikanischen Exil leiteten, das Ausmaß des Holocaust zumindest annähernd klar gewesen sein. Die Frage, inwiefern das Wissen um die Vernichtung das wissenschaftliche Werk der „Frankfurter Schule“ beeinflusst hat, ist bisher in der Forschung meist nur sehr abstrakt gestellt worden – wenn überhaupt.<sup>3</sup> Das ist auch insofern erstaunlich, als der Begriff der „Erfahrung“ seit jeher im Zentrum der Kritischen Theorie stand. Wenn es um die Theoriegeschichte der Frankfurter Schule geht, scheint dieser Erfahrungsbegriff hingegen keine Rolle mehr zu spielen. Die vorliegende Ausgabe der *Münchener Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur* hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, dem konkreten Wissen der wichtigsten Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung über den Holocaust nachzuspüren, nicht zuletzt auch ihre persönliche Verfolgungserfahrung zu rekonstruieren.<sup>4</sup> Die Ausgangsthese dieser Ausgabe lautet, dass man die Kritische Theorie der Gesellschaft, die Analysen des Antisemitismus und des Nationalsozialismus nicht verstehen kann, ohne die persönliche Verfolgungserfahrung der Theoretiker ernst zu nehmen. Der Holocaust war für die Mit-

<sup>3</sup> Die drei Begriffe „Institut für Sozialforschung“, „Kritische Theorie“ und „Frankfurter Schule“ werden im vorliegenden Heft bisweilen synonym verwendet, fokussieren im engeren Sinne aber unterschiedliche, miteinander verbundene Phänomene: Das Institut für Sozialforschung ist sowohl der institutionelle Rahmen als auch der konkrete Ort, an dem die Kritische Theorie entwickelt wurde. Die „Frankfurter Schule“ ist ein anderer Name für „Kritische Theorie“, der allerdings zunächst eine Fremdzuschreibung war und insofern problematisch ist, als er erstens eine Schulbildung nahelegt und zweitens die über die Stadt Frankfurt weit hinausreichende Genese und Wirkkraft der Kritischen Theorie unterschlägt.

<sup>4</sup> Leider konnte der geplante Beitrag zu Gretel Adorno nicht realisiert werden. Zu Pollock, der in diesem Heft aus Platzgründen auch ausgespart bleibt, siehe ausführlich Philipp Lenhard: Friedrich Pollock – Die graue Eminenz der Frankfurter Schule. Berlin 2019.

glieder der Frankfurter Schule kein abstraktes Geschehen fernab der eigenen Lebenswelt, sondern betraf Familienangehörige, Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunde ganz unmittelbar. Auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts fielen dem Morden zum Opfer – eine Tatsache, die bislang in der Forschung weitgehend unbeachtet geblieben ist.<sup>5</sup>

**Stefan Müller-Doohm** beschäftigt sich in seinem Beitrag mit Theodor W. Adornos Emigration in die USA, die 1934 zunächst als Pendel-Exil zwischen Oxford und Frankfurt begann, mit der Übersiedlung nach New York im Februar 1938 aber permanente Gestalt annahm. Müller-Doohm arbeitet heraus, wie die „Erfahrungen in der Fremde“ Adornos Werk prägten. Dem Leben und Werk Max Horkheimers widmen sich **Frederik van Gelder** und **Gunzelin Schmid Noerr** und heben dabei das Bewusstsein des „Entronnenseins“ hervor. Auch wenn es Horkheimer gelang, seine Eltern in die Schweiz zu retten, musste er mit ansehen, wie begrenzt seine Einflussmöglichkeiten in anderen Fällen blieben. Das Schicksal von Walter Benjamin, der sich 1940 auf der Flucht das Leben nahm, ist dafür nur das prominenteste Beispiel. Van Gelder und Schmid Noerr verweisen auch auf die weniger bekannten Schicksale von Käthe Leichter, Karl Landauer und Liesel Paxmann, deren Tod Horkheimer tief erschütterten. Der Beitrag von **Momme Brodersen** nähert sich Walter Benjamin aus einer ungewöhnlichen Perspektive: Er nimmt die vielfältigen Verfolgungserfahrungen von dessen Verwandten und Freunden in den Blick und fragt nach Benjamins Deutung der politischen und persönlichen Situation am Vorabend des Holocaust. Dass die Hoffnung „um der Hoffnungslosen willen“ gegeben sei, wie eine bekannte Formulierung Benjamins aus seinem *Wahlverwandtschaften*-Aufsatz lautet, galt für die letzten Momente seines Lebens offenbar nicht mehr. Er hatte alle Hoffnung aufgegeben. **Doris Maja Krüger** zeigt in ihrem Aufsatz über Leo Löwenthal, dass das Bewusstsein der Ohnmacht auch diejenigen beherrschte, die mit Glück überlebt hatten. Als Löwenthal 1949 das erste Mal wieder nach Deutschland reiste, besuchte er die frühe Gedenkstätte im ehemaligen Konzen-

<sup>5</sup> Eine der wenigen Ausnahmen ist Bertus Mulder: Andries Sternheim: Een Nederlandse vakbondsman in de Frankfurter Schule. Zeist 1991, S. 179–200.

trationslager Dachau und erlebte diese Reise als unerträglich und verstörend: „Der Gedanke, daß ich, ein ohne alle Verdienste überlebender Jude, vor dem Grabmal in Dachau stand und mich sozusagen zum Spaß fotografieren ließ, war mehr, als ich ertragen konnte.“ Der Umgang mit dem Überleben steht auch im Zentrum des Beitrages von **Peter-Erwin Jansen** über Herbert Marcuse. Erstaunlicherweise enthält das umfassende Werk Marcuses nur wenige explizite Hinweise auf den Holocaust, obwohl ihm dessen Dimensionen relativ früh bewusst waren, wie Jansen anhand des Briefwechsels mit Martin Heidegger 1947/48 zeigt. Dass Marcuse den Briefkontakt mit Heidegger abbrach, nachdem dieser das Leid der Juden empathielos relativiert hatte, ist keineswegs überraschend. Noch eindringlicher wird Marcuses harsche Reaktion jedoch, wenn man in Betracht zieht, dass er den ausführlichen Erfahrungsbericht seines Vetters Fritz Joseph kannte, der seine Odyssee durch die verschiedenen Sammel-, Arbeits- und Konzentrationslager sehr detailliert wiedergibt. Zeitpunkt und Ausmaß des Wissens über die Vernichtung stehen auch im Beitrag von **Philipp Lenhard** über Franz L. Neumann im Mittelpunkt. Lenhard fragt, weshalb sich die Forschung zum Autor des Standardwerkes *Behe-moth* für die Tatsache, dass dessen Mutter in Theresienstadt ermordet wurde, bislang nicht oder kaum interessiert hat. Zum einen habe dies mit einem Nichtsprechenkönnen Neumanns selbst zu tun, zum anderen aber auch mit einer Verdrängungsleistung der Nachgeborenen. Im abschließenden Aufsatz von **Rainer Funk** über Erich Fromm betont der Autor dessen Sozialisation in einer orthodoxen jüdischen Familie. Diese sei in Form eines spezifischen Menschenbildes bis in die letzten Veröffentlichungen hinein sichtbar geblieben und unterscheide Fromm von anderen Institutsmitarbeitern. Auch Fromms psychoanalytische Ausbildung sei dafür verantwortlich gewesen, dass dieser einen eigenen theoretischen Weg ging, der ihn Ende der dreißiger Jahre vom Institut entfernte. Wie seine Kollegen reagierte aber auch Fromm auf den Nationalsozialismus mit dem Versuch, dessen „Erfolge“ zu verstehen. Die entscheidende Frage, wieso Menschen irrational und destruktiv handeln, beschäftigte Fromm genauso wie die anderen Mitglieder der Frankfurter Schule, auch wenn sich die Antworten im Einzelnen unterscheiden mögen. Die Kritische Theorie nach dem Holocaust lässt sich somit als ein einziges Unternehmen fassen, den

Zivilisationsbruch zu begreifen. Ihren Grundimpuls hat Theodor Adorno in seiner *Negativen Dialektik* auf den Punkt gebracht:

Hitler hat den Menschen im Stande ihrer Unfreiheit einen neuen kategorischen Imperativ aufgezwungen: ihr Denken und Handeln so einzurichten, daß Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe.<sup>6</sup>

Um diesem Imperativ Folge leisten zu können, bedarf es der Klarheit darüber, was „Unfreiheit“, „Wiederholung“ und „Ähnlichkeit“ bedeuten. Im Hinblick auf die Frage der Singularität des Holocaust sind in den letzten Monaten im deutschen Feuilleton hitzige Debatten geführt worden. Insbesondere postkoloniale Aktivistinnen und Aktivisten bestreiten zunehmend die Singularität oder Präzedenzlosigkeit des Holocaust, um Platz für eigene Erfahrungen und Perspektiven zu schaffen.<sup>7</sup> Zweifellos müssen diese Debatten geführt werden, und noch immer hat die Kritische Theorie dazu viel zu sagen. Daher ist das vorliegende Heft nicht nur eines von geschichtswissenschaftlicher Relevanz, sondern kann zugleich als Kommentar zu aktuellen Auseinandersetzungen über Geschichtspolitik und Erinnerungsabwehr verstanden werden.

Zuletzt sei noch eine persönliche Bemerkung gestattet: Das vorliegende Heft der *Münchener Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur* markiert auch einen persönlichen Einschnitt. Nach zwölf Jahren in München, in denen ich als Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur tätig war, bin ich im August 2022 nach Berkeley auf eine DAAD-Professur gewechselt. Jahrelang habe ich die Zeitschrift redaktionell mitgestalten dürfen und viel aus den in ihr erschienenen Beiträgen gelernt. Dass mein Abschiedsheft sich ausgerechnet mit dem dunkelsten Kapitel der jüdischen Geschichte beschäftigt, war nicht geplant, ist aber vielleicht auch kein reiner Zufall: Ich habe in Forschung und Lehre stets versucht, jüdische Geschichte auch jenseits der Geschichte des Antisemitismus zu vermitteln, um damit Jü-

<sup>6</sup> Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt am Main 1970, S.356.

<sup>7</sup> Vgl. Dan Diner, Norbert Frei, Saul Friedländer, Sybille Steinbacher: *Ein Verbrechen ohne Namen. Anmerkungen zum neuen Streit über den Holocaust*. München 2022.

dinnen und Juden nicht nur als Opfer, sondern auch als historische Akteure sichtbar zu machen. Aber nicht nur wer sich mit jüdischer Geschichte beschäftigt, weiß: Der Holocaust liegt wie ein Schatten über der Geschichte. Es wäre falsch, diesen Schatten loswerden zu wollen oder ihn gar zu ignorieren. Er prägt unsere Perspektive und unsere Sichtweise auf die jüdische Geschichte, ob wir das wollen oder nicht. Sich diesen Umstand bewusst zu machen, ist der erste Schritt, um die jüdische (und nichtjüdische) Geschichte vor und nach dem Holocaust in ihrer Vielgestaltigkeit begreifen zu können. Ich bin mir sicher, dass die *Münchener Beiträge* diese Vielfalt jüdischer Erfahrungen in der Geschichte auch in Zukunft genauso luzide ergründen und darstellen werden wie bisher. Nicht mehr als Redakteur, aber als Leser freue ich mich darauf.

BILDNACHWEIS  
Abb. 1 Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Na 1 Max Horkheimer

Frederik van Gelder und Gunzelin Schmid Noerr

## Max Horkheimer – tätiges Eingedenken der Opfer

*„Menschen wie ich, nicht bloß im allgemeinen wie ich, sondern im spezifischen, also Juden, die aussehen und dachten wie Juden, wie mein Vater und meine Mutter und ich selber, wurden im Konzentrationslager, eben deshalb, weil sie so waren, zu Abertausenden am Ende jahrelanger furchtbarer Angst, nach unsäglichen Demütigungen, unvorstellbarer Zwangsarbeit, Schlägen und Martern langsam zu Tode gefoltert, weil sie so waren, wie mein Vater und meine Mutter und ich, weil sie aus-sahen und dachten wie Juden, jahrelang in furchtbarer Angst gehalten und schließlich zu Tode gemartert. [...] Ich soll an mir noch Befriedigung, Frieden finden, da mein Leben doch den sinnlosen, unverdienten Zufall, das Unrecht, die Blindheit des Lebens überhaupt bezeugt, da ich mich schämen muß, noch dazusein“.<sup>1</sup>*



1 Max Horkheimer in der 1930er Jahren

Der Holocaust war ein historisches Ereignis von beispielloser Barbarei, bei dem mehr als fünf Millionen unschuldige Zivilisten in deutschen Konzentrationslagern umgekommen sind.<sup>2</sup> Horkheimers zitierte Notiz aus den späteren 1960er Jahren wirft ein Schlaglicht darauf, wie er, der „Entronnene“, so der Titel der Aufzeichnung, dadurch nachhaltig geprägt wurde – auch wenn das, was er persönlich in dieser Hinsicht erleben musste, verglichen mit den eigentlichen Opfern des Holocaust nicht wirklich signifikant war.

Unmittelbar existenziell bedroht war Horkheimer nur in der politisch besonders angespannten Zeit unmittelbar vor und nach der sogenannten „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten. Er war 1930 Ordinarius für Philosophie der Universi-

<sup>1</sup> Max Horkheimer: Notizen 1949–1969 [1974]. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 6: ‚Zur Kritik der instrumentellen Vernunft‘ und ‚Notizen 1949–1969‘. Hg. von Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main 1991, S. 405.

<sup>2</sup> Darunter die gesamte Verwandtschaft eines der beiden Autoren (F. v. G.).

tät Frankfurt und Direktor des Instituts für Sozialforschung (IfS) geworden, wohnte bis Februar 1933 in Kronberg im Taunus. Aus Angst vor Übergriffen gegen Juden und politisch Andersdenkende zog er nun erst in ein Frankfurter Hotel und dann noch vor Ende des Monats nach Genf um, wo eine Zweigstelle des IfS in Verbindung mit der *Organisation internationale du Travail* des Völkerbundes eingerichtet worden war. Im April wurde er von seinem Lehrstuhl entbunden, das Wohnhaus in Kronberg wurde beschlagnahmt, im Juli auch das Gebäude des IfS. Durch die Emigration 1934 in die USA entging er weiterer Verfolgung, ebenso blieben seine Eltern in Stuttgart verschont und konnten im Juli 1939 nach Bern umsiedeln.<sup>3</sup>

Doch Verfolgung und Tod waren durch die Schicksale von Freundinnen und Freunden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern allgegenwärtig. Die meisten Kolleginnen und Kollegen des IfS mussten emigrieren. Walter Benjamin nimmt sich 1940 das Leben, als seine Flucht vor den Nazis aus Frankreich an der spanischen Grenze zu scheitern droht. Käthe Leichter, die extern an empirischen Erhebungen für die IfS-*Studien über Autorität und Familie* mitarbeitete, wird 1936 in Wien verhaftet und 1942 in der Tötungsanstalt Bernburg ermordet. Andries Sternheim, der 1934–38 die Genfer Zweigstelle des IfS leitete, wird 1944 zusammen mit seiner Frau verhaftet und im Konzentrationslager Auschwitz ermordet. Karl Landauer, Horkheimers Psychoanalytiker und Vertrauter, der nach Amsterdam emigriert und dort 1943 verhaftet wird, stirbt 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen. Liesel Paxmann, eine Studentin Horkheimers und Analysandin Landauers, dann Mitglied der parteikritischen kommunistischen Gruppe „Neu Beginnen“, stirbt 1935 in der Haft; Horkheimer widmet ihr 1968 die Neuauflage seiner Aufsätze der dreißiger und vierziger Jahre.

<sup>3</sup> Vgl. Max Horkheimer: Dokumente – Stationen. Gespräch mit Otmar Hersche [1969]. In: *Gesammelte Schriften*, Bd. 7: Vorträge und Aufzeichnungen 1949–1973. Hg. von Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main 1985, S. 329f.



2 oben Das Grab von Moritz und Babette Horkheimer auf dem Jüdischen Friedhof in Bern

3 unten Gedenktafel für Karl Landauer, Horkheimers Psychoanalytiker und Vertrauter, am Frankfurter Sigmund Freud-Institut

Wie tief diese und andere Schicksale Horkheimer persönlich trafen, lässt sich seinen veröffentlichten und nachgelassenen *Notizen* sowie seinen Briefen entnehmen. Die Passagen, in denen Judentum, Ausgrenzung und Verfolgung thematisiert werden, sind keine gewöhnlichen akademischen Texte, sondern haben nie aufgehört, auch eine spätere, mit der „Gnade der späten Geburt“ gesegnete Generation zutiefst zu bewegen und zu beunruhigen.

Der Holocaust machte (und macht) es für die nachfolgenden Generationen notwendig, erneut über Ethik, Moral, positives und „natürliches“ Recht, Regierungsführung, Krieg und Frieden nachzudenken. Aus einer solchen Perspektive betrachtet, wird der Holocaust zu mehr als der beispiellosen historischen Katastrophe, die er *auch* war: Er wird zu einem Symbol sowohl der Erinnerung an unvorstellbares Leid als auch des „Nie wieder“, des „neuen kategorischen Imperativ[s]“, „daß Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe“, wie es Theodor W. Adorno formulierte.<sup>4</sup> Es ist ein „Nie wieder“, das als eine Art negatives Ideal auch der Charta der Vereinten Nationen (1945) und der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (1948) zugrunde lag.

Die zeitgeschichtlichen Motive der Kritischen Theorie der Gesellschaft entstammten im Wesentlichen bereits den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Republik. Doch Ende 1941 rückte der Antisemitismus als inhaltliche Konkretion ins Zentrum der Kritischen Theorie. Dies hing auch damit zusammen, dass das IfS zu dieser Zeit, motiviert durch die Befürchtung eines drohenden amerikanischen Faschismus, verschiedene empirische Forschungsprojekte zum Antisemitismus unternahm.<sup>5</sup> Jedoch vermutete man im Horkheimer-Kreis, dass durch die Nachrichten über den Holocaust, die mehr und mehr die amerikanische Öffentlichkeit erreichten, der Antisemitismus in den USA nicht geschwächt, sondern vielmehr verstärkt werden könnte. Man rechnete mit dem sozialpsychologischen Mechanismus, nach dem reale Verfolgung und Vernichtung dazu beitragen konnten, dass mehr Menschen falschen Begründungen dafür Glauben schenkten.

<sup>4</sup> Theodor W. Adorno: Negative Dialektik [1966]. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 6. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1984, S. 358.

<sup>5</sup> Vgl. im einzelnen Eva-Maria Ziege: Antisemitismus und Gesellschaftstheorie. Die Frankfurter Schule im amerikanischen Exil. Frankfurt am Main 2009.

Der Ausdruck „Holocaust“ kommt bei Horkheimer nicht vor. Mit seiner heute üblichen Bedeutung wurde er in den englischsprachigen Wissenschaften erst seit den 1960er Jahren gebräuchlich.<sup>6</sup> In den Forschungsprojekten des IfS oder in den Berichten einiger seiner ehemaligen Mitarbeiter an die amerikanische Regierung, in denen es um die historische Katastrophe und ihre empirischen Bedingungen geht, ist von „Vernichtung“ („extermination“, „annihilation“) der Juden die Rede.<sup>7</sup> Der Antisemitismus ist, so diagnostiziert Franz Neumann 1943, „nur die Speerspitze des Terrors. Die Juden dienen lediglich als Versuchskaninchen, um eine Unterdrückungsmethode auszuprobieren. Diese Rolle können allerdings möglicherweise nur die Juden spielen.“<sup>8</sup> So musste die Ergründung der gesellschaftlichen, ökonomischen, kulturellen und psychologischen Bedingungen für eine Menschenfeindlichkeit, die zu derartigen Verfolgungen führt, über jene des Antisemitismus hinausgehen.

In der Forschung erwies sich der Antisemitismus als komplexes Phänomen mit vielfachen Ursachen (ökonomischer, kultureller, psychologischer Art). Als übergreifender Erklärungsansatz war die an der Psychoanalyse orientierte Theorie des Vorurteils besonders fruchtbar, nach der Außenseiter zum Zwecke der Eigenstabilisierung in stereotyper Form wahrgenommen werden. Dabei schien es aufgrund politischer Überlegungen nicht ratsam, allein das Problem des Antisemitismus in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken. So erschienen dann auch die fünfbandigen Untersuchungen des IfS zu Antisemitismus, Faschismus und Destruktivität 1949/50 unter dem Sammeltitel *Studies in Prejudice*.

Deren berühmtester Teil, *The Authoritarian Personality* von Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswik, Daniel J. Levinson und R. Nevitt Sanford, befasste sich mit latenten,

<sup>6</sup> Vgl. Ulrich Wyrwa: „Holocaust“. Notizen zur Begriffsgeschichte. In: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 8 (1999), S. 300–311.

<sup>7</sup> Vgl. Herbert Marcuse: Die Pläne der Nazis zur Beherrschung Deutschlands und Europas: Der Masterplan der Nazis (7. August 1945). In: Ders., Franz Neumann, Otto Kirchheimer: Im Kampf gegen Nazideutschland. Berichte für den amerikanischen Geheimdienst 1943–1949. Hg. von Raffaele Laudani. Frankfurt am Main 2016, S. 641; sowie Institute for Social Research: Antisemitism among American Labor, zit. nach Ziege: Antisemitismus (wie Anm. 5), S. 211.

<sup>8</sup> Franz Neumann: Antisemitismus: Die Speerspitze allumfassenden Terrors (18. Mai 1943). In: Ders., Marcuse, Kirchheimer: Im Kampf gegen Nazideutschland (wie Anm. 7), S. 70.

nicht an der ideologischen Oberfläche liegenden undemokratischen, faschistoiden Einstellungen. Das autoritäre Syndrom ließ sich mittels verschiedener Merkmale beschreiben. Diese waren insbesondere Konventionalismus, Unterwürfigkeit, Hass auf Außenseiter, Ablehnung introvertierten Verhaltens, stereotypes Denken, Hang zum Aberglauben, projektives Denken. Diese Merkmale machten sich Propagandisten und Demagogen mithilfe bestimmter rhetorischer Techniken zunutze: Der Führer erschien zugleich als Märtyrer, er suggerierte ein drohendes Verderben, er beschwor die Notwendigkeit beständiger Wachsamkeit, der Feind wurde enthumanisiert, und dadurch sprach man ihm die menschliche Würde ab.<sup>9</sup> Unbewusst-projektiv verlagerten dabei die faschistoiden Verfolger eigene Bedürfnisse und Einstellungen auf die von ihnen Ausgegrenzten.

Doch neben diesen wissenschaftlichen Beschreibungen und Erklärungen des Holocaust in seinen historischen Bedingungen bleibt die Ebene der subjektiv erschütternden Erfahrung für Horkheimer bestimmend: „Daß in Deutschland der Nationalsozialismus zur Herrschaft kam, ist erklärbar, wenn auch das, was er getan hat, unfaßbar ist.“<sup>10</sup> Als er 1948 aus dem amerikanischen Exil nach Deutschland zurückkehrt, unter anderem um die Wiedererrichtung des IfS in Frankfurt in die Wege zu leiten und seine Professur wieder anzutreten, erfährt er die Menschen, auch und vor allem die in Machtpositionen, als oftmals nahezu unberührt von Schuld. Allenthalben trifft er auf eine geschäftige Verdrängung des Vergangenen und die eilfertige Anpassung an die neuen Gegebenheiten. Über seinen Besuch in der Frankfurter Universität schreibt er am 26. Mai 1948 an seine Frau:

Mich haben der Rektor, die beiden Dekane und andere süß, aalglatt und verlogen, ehrenvoll begrüßt. Sie wissen noch nicht genau, sollen sie in mir einen relativ einflußreichen Amerikareisenden oder den Bruder ihrer Opfer sehen, dessen Gedanke die Erinnerung ist. Sie müssen sich fürs letztere entscheiden.<sup>11</sup>

<sup>9</sup> Vgl. Theodor W. Adorno: *The Psychological Technique of Martin Luther Thomas' Radio Addresses* [1943]. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 9.1: *Soziologische Schriften II*. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1975, S. 11–141.

<sup>10</sup> Horkheimer: *Notizen* (wie Anm. 1), S. 361.

<sup>11</sup> Max Horkheimer an Maidon Horkheimer, 26. Mai 1948. In: Ders.: *Ge-*

Gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus sieht er sich verpflichtet, den eigenen Möglichkeiten entsprechend zum Aufbau einer neuen, freiheitlichen und gerechteren Ordnung beizutragen. Im selben Jahr nimmt er in Paris an einer internationalen UNESCO-Tagung zum Thema *Tensions that Cause Wars* teil, die sich zum Ziel setzte, interdisziplinär die Entstehungsbedingungen eines aggressiven Nationalismus und die Möglichkeiten seiner Prävention zu erkunden. Horkheimer rekurriert in seinem Vortrag *The Lessons of Fascism* auf die sozialpsychologischen Vorurteilsstudien, betont aber zugleich den Vorrang ökonomischer und politischer Konstellationen. Selbst die Persönlichkeit des „Führers“ erscheint vor allem als eine Funktion dieser Konstellationen.

So ist Gesellschaftstheorie ein entscheidendes Mittel der Prävention. Die von Horkheimer entworfenen „Lehren aus dem Faschismus“ beinhalten, dass sich eine demokratische Ordnung nur dann aufbauen lasse, wenn man die Bestrebungen zu „Entnazifizierung“ und „Umerziehung“, die damals kaum vorankamen, mit deutlichen Gratifikationen für antifaschistisches Verhalten verbinde, das der Bevölkerung erlaube, sich damit zu identifizieren. Zugleich müssten sich in der demokratischen Neuordnung „Zweifel und Opposition [...] ohne Angst ausdrücken und sich so in positive Kräfte für nationales und internationales Verständnis verwandeln können.“<sup>12</sup>

Horkheimer entfaltet im Nachkriegsdeutschland rege universitäre, forschungsorganisatorische und bildungspolitische Tätigkeiten, hält zahllose Vorträge, streitet für Justiz- und Bildungsreformen. Nachhaltig fühlt er sich gegenüber den Opfern des Faschismus verantwortlich. So heißt es in einer zwischen 1966 und 1969 verfassten Notiz:

Wir jüdischen Intellektuellen, die dem Martertod unter Hitler entronnen sind, haben nur eine einzige Aufgabe, daran mitzuwirken, daß das Entsetzliche nicht wiederkehrt und nicht vergessen wird, die Einheit mit denen, die unter unsagbaren Qualen gestorben sind. Unser Denken, unsere Arbeit gehört ihnen; der Zufall, dass wir ent-

sammelte Schriften, Bd.17: Briefwechsel 1941–1948. Hg. von Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main 1996, S.976.

<sup>12</sup> Max Horkheimer: Lehren aus dem Faschismus [1950]. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd.8: Vorträge und Aufzeichnungen 1949–1973. Hg. von Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main 1985, S.37.

kommen sind, soll die Einheit mit ihnen nicht fraglich, sondern gewisser machen. Was immer wir erfahren, hat unter dem Aspekt des Grauens zu stehen, das uns wie ihnen gegolten hat. Ihr Tod ist die Wahrheit unseres Lebens, ihre Verzweiflung und ihre Sehnsucht auszudrücken, sind wir da.<sup>13</sup>

Die Mitwirkung am demokratischen Wiederaufbau ist mitunter mit einem tiefen, kaum auflösbaren Konflikt verbunden, der daraus resultiert, nolens volens auch ehemaligen Nazis und Mitläufern in die Hände arbeiten zu müssen:

Der Jude, der zurückkam, um zu helfen, daß es nicht wieder geschieht, ist ein Tor, der manchen Deutschen, die gegen den Schrecken ihr Leben gaben, die Treue hielt. Daß er jedoch dableibt, nachdem er wahrnimmt, wie das Nachkriegsdeutschland auf den Leichenbergen bloß Geschäfte macht, politische und kommerzielle, wie es je nach Gebrauch die sogenannte Vergangenheit bewältigt oder stillschweigend als Exportreklame einsetzt, wie die Obermörder wieder oben sitzen oder ihre Pensionen beziehen und die Anstifter und Nutznießer aufs Neue ihren Rebbach machen – daß er das sieht und nicht so aufschreit, daß man ihn sogleich mundtot oder ganz tot macht, sondern dabei noch mittut, ist der letzten Verachtung wert.<sup>14</sup>

Das Eingedenken der Opfer führt auch das Engagement in Fragen praktischer Hilfe mit sich. Dafür steht beispielhaft ein Fall, mit dem Horkheimer sieben Jahre lang, von 1956 bis 1963, befasst war.<sup>15</sup> Er selbst schreibt darüber in einem Brief an den österreichisch-amerikanischen Psychoanalytiker Bruno Bettelheim (der zeitweise in den KZs Dachau und Buchenwald interniert war und später an den *Studies in Prejudice*

<sup>13</sup> Horkheimer: Notizen (wie Anm. 1), S. 417.

<sup>14</sup> Ebd., S. 361.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Frederik van Gelder: Erinnerung und Trauma – Überlegungen zum Umgang der Psychiatrie und Psychoanalyse mit Überlebenden der Shoah [2000]. Auf: [https://amsterdam-adorno.net/fvg2000\\_PA\\_survivors\\_Jvolkshoch.html](https://amsterdam-adorno.net/fvg2000_PA_survivors_Jvolkshoch.html); Gunzelin Schmid Noerr: Psychoanalyse im Dienst des gesellschaftlichen Neubeginns. Wie Max Horkheimer und Theodor W. Adorno die Re-Institutionalisierung der Psychoanalyse im Nachkriegsdeutschland förderten. In: Luzifer-Amor. Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse 29, 58 (2016), S. 110f.

mitarbeitete) und bittet ihn um ein Gutachten in einem „Wiedergutmachungs“-Prozess:

Herr Gerhard S. aus Krakau wurde mit seiner Familie bis 1943 im dortigen Ghetto und dann im Konzentrationslager gefangen gehalten. Die Familie bestand aus ihm, seiner Frau, dem Sohn B. und der Tochter A. Der Sohn ist etwa 1924, die Tochter 1928 geboren. Der Sohn fiel einem Unfall zum Opfer, der natürlich auch mit den damaligen Bedingungen zusammenhing. Die Mutter wurde im Lager ermordet. Die damals 15-jährige Tochter fiel den Mördern zu Füßen und bat, ihre Schuhe küssend, um das Leben der Mutter. A. wurde mit Hieben und Fußtritten abgewiesen und mußte die Ermordung mitansehen.

Einige Zeit danach konnten Herr S. und seine Tochter mit gefälschten Papieren fliehen. Nach jahrelangen zermürbenden Abenteuern gelangten die beiden schließlich nach England. Seit dem Mord an der Mutter war die Tochter verstört, und in London brachte sie Herr S. bereits zu Ärzten, deren Namen zwar hier bei Behörden angegeben sind, an die er sich jedoch im Augenblick (er ist jetzt 73 Jahre alt) nicht mehr erinnern kann. Auf vielen Umwegen gelangten die beiden über Israel im Jahre 1953 nach Deutschland. Auf dem Weg von Israel war der Zustand der Tochter bereits so bedenklich, daß sie vom Schiff aus ins Wasser sprang. Sie ist gerettet worden, aber in Deutschland ist die Schizophrenie voll in Erscheinung getreten.

Jetzt lebt Herr S. mit einer kärglichen Rente in einem kleinen Zimmer in der Nähe des jüdischen Altersheims hier in Frankfurt, und die Tochter befindet sich etwa seit der Ankunft in der Landesheilanstalt Herborn. Die Hauptsymptome ihrer Krankheit bestehen in fortwährendem Herumlaufen, weitgehender Ablehnung von Nahrung und Angstvorstellungen. Herr S. möchte sie zu sich nehmen, und die Anstalt würde sie, auf seine Verantwortung hin, ihm auch übergeben, aber die magere Rente gestattet es nicht. Seit mehreren Jahren ziehen sich Prozesse hin, in denen Herr S. darum kämpft, daß seine Tochter, die sich unendlich danach sehnt, mit ihm



4 Der Psychoanalytiker  
Bruno Bettelheim

oder wenigstens mit anderen freundlichen Menschen zusammen zu sein, als ein Fall der Wiedergutmachung anerkannt wird.<sup>16</sup>

Auf Horkheimers Betreiben hin verfassen Bettelheim und auch der Psychiater und Psychoanalytiker Frederik Hacker für die zweite Instanz des Prozesses Gutachten, die die Möglichkeit einer exogenen Schizophrenie mit zeitlich verzögertem Krankheitsausbruch belegen sollen. Doch geht die Geschichte schlecht aus – wie nicht selten damals. Nach jahrelangem Gerichtsprozess wird die Klage von Herrn S. gegen das Land Rheinland-Pfalz auf der Grundlage des Obergutachtens eines Psychiaters abgewiesen, der unter dem Nationalsozialismus an Sterilisierungs- und Euthanasieprogrammen beteiligt war. Horkheimer bemüht sich dann beim Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz als Härteausgleich um eine Rente für Herrn S. Tatsächlich wird sie in Höhe von monatlich DM 250,- bewilligt, jedoch alsbald vom Landeswohlfahrtsverband Hessen als Kostenbeitrag für die psychiatrische Unterbringung von A. vereinnahmt.

Das Urteil fügt mittels der medizinisch-psychiatrischen Gutachten zur endogenen Entstehung von Geisteskrankheiten den beiden KZ-Überlebenden eine weitere Demütigung hinzu. Die zugehörige Theorie galt in den fünfziger und sechziger Jahren als unanfechtbarer Teil der wissenschaftlichen Medizin. Wer daran rührte, rührte an der herrschenden medizinischen Lehrmeinung, und nicht nur in der Bundesrepublik. Dazu schreibt der Psychotherapeut und Medizinhistoriker Christian Pross:

In Deutschland galt seit einer Grundsatzentscheidung des Reichsversicherungsamtes über die „medizinische und rechtliche Bedeutung von traumatischen Neurosen“ von 1926, daß eine Neurose als Unfallfolge nicht rentenpflichtig sei, da die Ausgleichsfähigkeit des Organismus nach psychischen Belastungen praktisch unbegrenzt und eine dauerhafte Erwerbsminderung durch eine Unfallneurose nicht möglich sei. Diese Entscheidung ging unter anderem auf Arbeiten von Karl Bonhoeffer und auf

<sup>16</sup> Max Horkheimer an Bruno Bettelheim, 12. Juni 1958. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 18: Briefwechsel 1949–1973. Hg. von Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main 1996, S. 424f.

eine Monographie von Ewald Stier über Unfallneurosen zurück. Beide hatten sich mit der Begutachtung der sogenannten Kriegszitterer des Ersten Weltkriegs befaßt und kamen zu dem Schluß, daß deren abnorme seelische Reaktionen auf die Kriegsereignisse Ausdruck von „Begehrensvorstellungen mit dem Ziel einer Rente“ waren, und daß man mit der Gewährung einer Rente die Neurose nur perpetuiere. Die Therapie dieser „Rentenneurose“ bestand daher in der Nichtgewährung der Rente. Diese Entscheidung ist von einigen Einschränkungen abgesehen bis heute gültig.<sup>17</sup>

Viele deutsche Psychiater, und keineswegs nur die Hardliner, hatten ihre einschlägigen Erfahrungen in der Wehrmacht gemacht. Während des Zweiten Weltkriegs fungierte die psychiatrische Behandlung traumatisierter Soldaten neben den Strafeinheiten bis hin zu den Konzentrationslagern als integraler Bestandteil der Disziplinierung.<sup>18</sup> Die Wiedergutmachungsgutachter verteidigten, was ihren Ansatz betraf, Positionen, die sich seit dem Ersten Weltkrieg kaum verändert hatten. Was dagegen als „Konzentrationslagersyndrom“, „Psychotrauma“ oder „Extremtraumatisierung“ bezeichnet wurde, wurde häufig von Psychiatern und Psychoanalytikern beschrieben, die selbst die Konzentrationslager überlebt hatten.

Was Horkheimer mit jener Bettelheim-Korrespondenz über Herrn S. in Gang setzte, sollte schließlich zu einer radikalen Neuorientierung in der Praxis der Restitutionsgesetzgebung in Deutschland führen. Es stand im Zusammenhang mit der Reorganisation der Psychoanalyse im Nachkriegsdeutschland. Horkheimer trug dazu bei, eine entsprechende Sichtweise auf die psychischen Langzeitwirkungen der Verfolgung in einem Kontext zur Geltung zu bringen, der bis dahin ausschließlich neuropsychiatrisch orientiert war. Es war der Beginn einer tiefgreifenden Rekonzeptualisierung der Grundbegriffe der Psychoanalyse selbst und leitete eine gründliche Auseinandersetzung mit der gesamten gesellschaftskritischen Tradition ein.

#### BILDNACHWEIS

Abb. 1 Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Na 1, Nachlass Max Horkheimer  
 Abb. 2 Privatarchiv Philipp Lenhard  
 Abb. 3 Wikicommons  
 Abb. 4 Jack Manning/New York Times

<sup>17</sup> Christian Pross: Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer. Frankfurt am Main 1988, S. 152.

<sup>18</sup> Vgl. Lutz Rosenkötter: Die Ausschaltung der Störer. Anmerkungen zur Geschichte der Militärpsychiatrie in Deutschland. In: Hans-Martin Lohmann (Hg.): Das Unbehagen in der Psychoanalyse. Frankfurt am Main 1985, S. 111–116.

Stefan Müller-Doohm

## Erfahrungen in der Fremde. Adornos Exiljahre in England und den USA

### I. Flucht vor der Verfolgung durch das Hitler-Regime

Beginnen wir mit einem historischen Datum: dem Reichstagsbrand in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933. Hitler nutzte das Ereignis zum Griff nach der Macht und dazu, die Grundrechte der Weimarer Verfassung außer Kraft zu setzen, nicht zuletzt mit der Absicht, Regimegegner zu verfolgen. Jüdische Bürger und Linksintellektuelle wie Bertolt Brecht, Walter Benjamin, Ernst Bloch, Max Horkheimer, Leo Löwenthal, Fritz Pollock oder Siegfried Kracauer waren gezwungen, von heute auf morgen das Land zu verlassen und in die Emigration zu gehen. Wie viele andere wurde Theodor Wiesengrund-Adorno, den die Nationalsozialisten als „Halbjuden“ verfolgten, im Herbst 1933 aus dem Hochschuldienst entlassen; zugleich wurde ihm die *Venia Legendi* entzogen. Sein sarkastischer Kommentar: „Je *venia legendi*, desto besser.“<sup>1</sup>

Der junge Adorno hegte die Hoffnung, dass sich die traditionellen Eliten des Adels und des Bildungsbürgertums nicht zuletzt aufgrund ihres Kunstverständnisses inhumanen Tendenzen in der Politik widersetzen würden. So meinte er, die Musik beispielsweise eines Gustav Mahler sei so überzeugend, dass jemand, der ihren Gehalt zu erfassen vermöge, vor den Einflüssen der totalitären und antisemitischen Propaganda geschützt sei. „Musik bringe ein unzerstörbares Minimum an Sittlichkeit hervor, das sich auch in dieser Zeit bewähren werde.“<sup>2</sup> Er hoffte, dass die Nazis schnell abwirtschaften würden und so der Spuk ein baldiges Ende fände. An seinen Freund Siegfried Kracauer, der gleich 1933 nach Paris geflohen war, schrieb er im April 1933 von Berlin aus, gemäß seinem „Instinkt“ rate er ihm, „nach Deutschland zurückzukommen.“

<sup>1</sup> Vgl. Stefan Müller-Doohm: Adorno. Eine Biographie. Frankfurt am Main 2003, S. 270.

<sup>2</sup> Vgl. Peter von Haselberg: Wiesengrund-Adorno. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Theodor W. Adorno. München 1977, S. 15 und S. 20.

Es herrscht völlige Ruhe und Ordnung; ich glaube, die Verhältnisse werden sich konsolidieren“.<sup>3</sup> Mit ähnlicher politischer Naivität äußerte er sich in einem Brief vom gleichen Monat an Walter Benjamin, in dem er den vorzeitigen Verfall des Nazi-Regimes prognostizierte. Kracauer und Benjamin wussten es besser und verhielten sich entsprechend.<sup>4</sup>

Adorno hatte, wie viele andere, lange Zeit die Hoffnung, im „Dritten Reich“ überwindern zu können, und suchte nach Mitteln und Wegen, um die drohende Emigration zu vermeiden. Nach einer Hausdurchsuchung im Juli 1933 und weiteren Schikanen der neuen Machthaber war es Adornos Vater Oscar Wiesengrund, der seinen Sohn dazu drängte, an einer Universität in Großbritannien, wo ein Zweig der Familie unter dem Namen Wingfield lebte, akademische Berufsmöglichkeiten zu prüfen. Diesem Rat folgte Adorno, der registrierte, dass er im Nazideutschland zunehmend isoliert und auf die Dauer zur Wirkungslosigkeit verurteilt war. Mithilfe des *Academic Assistance Council (AAC)* konnte er sich Mitte Juni 1934 offiziell im Merton College als ‚advanced student‘ im Fach Philosophie einschreiben. Trotz dieses persönlichen Erfolgs nach Überwindung der administrativen Hindernisse war sein neuer Status in Oxford merkwürdig unpassend für einen über Dreißigjährigen, der bereits vor zehn Jahren promoviert, sich vor kurzer Zeit habilitiert und obendrein eine ansehnliche Publikationsliste vorzuweisen hatte. Es scheint, dass ihm erstmals bewusst wurde, was Emigration tatsächlich bedeuten kann: Isolation und Einsamkeit. Bei einigen Kollegen in Oxford stieß er auf vehemente Ablehnung, andere nahmen ihn nicht wirklich ernst.



1 Adorno „mit Pferdekopf“ (Foto: M. Gehrken, 1935)

<sup>3</sup> Theodor W. Adorno an Siegfried Kracauer, 15. April 1933. In: Theodor W. Adorno, Siegfried Kracauer: Briefwechsel. „Der Riß der Welt geht auch durch mich“. 1923–1966. Hg. von Wolfgang Schopf. Frankfurt am Main 2008, S. 308.

<sup>4</sup> Vgl. Theodor W. Adorno, Walter Benjamin: Briefwechsel 1928–1940. Hg. von Henri Lonitz. Frankfurt am Main 1994, S. 64. Vgl. auch Jörg Später: Siegfried Kracauer. Eine Biographie. Berlin 2016, S. 286–298; Howard Eiland, Michael Jennings: Walter Benjamin. Eine Biographie. Berlin 2020, S. 519–523; Jean-Michel Palmier: Walter Benjamin. Lumpensammler, Engel und bucklicht Männlein. Ästhetik und Politik bei Walter Benjamin. Frankfurt am Main 2006, S. 445 ff.

Aus der Distanz dieser englischen Jahre heraus und auch aufgrund seiner periodischen Deutschlandbesuche hatte Adorno begonnen, sich nun ein weitaus realistischeres Bild von der Nazi-Tyrannie und der politischen Entwicklung zu machen. Die Erfahrungen in der Fremde hatten eine deutliche Politisierung bewirkt, die sich in den Stellungnahmen im Rahmen der Briefwechsel dieser Jahre spiegelt. So äußerte er im Winter 1935 Max Horkheimer gegenüber, innerhalb Deutschlands sei man zum „Ghettoleben“ verurteilt und außenpolitisch sei die Situation trostlos. „Hitler bekommt alles konzediert [...]. Was einen eigentlich überhaupt noch am Leben hält außer der animalischen Angst, es sich zu nehmen, ist mir dunkel. Für Deutschland habe ich keine Hoffnung mehr.“<sup>5</sup>

Mit geradezu prognostischer Weitsicht war er immerhin schon Ende 1934 davon ausgegangen, dass nach dem Versagen der demokratischen Länder gegenüber Nazi-Deutschland ein Krieg unabwendbar sei, „bei dem keiner weiß, was übrig bleibt, und der übrigens umso schlimmer wird, je später er kommt“. Etwa ein Jahr später sagte er voraus, dass Deutschland über Russland herfallen werde, „Frankreich und England werden aufgrund der bis dahin abgeschlossenen Verträge draußen bleiben, und dann steht ja wohl der definitiven Genesung der Welt am deutschen Wesen nichts mehr im Wege. Es ist eine verzweifelte Situation“.<sup>6</sup>

Adornos zunehmend kritischere Beurteilung der Weltlage schloss auch die Entwicklung innerhalb der Sowjetunion ein, die er spätestens seit den stalinistischen Säuberungsprozessen, den ersten Todesurteilen und dem Personenkult höchst skeptisch sah: „Ist denn dieser Planet wirklich und vollkommen in die Hölle geraten?“ – fragte er Horkheimer am Ende eines Briefes vom Oktober 1936.<sup>7</sup> Ein Jahr später konstatierte er resigniert, es sehe „wirklich aus wie ein Verblendungszusammenhang, aus dem kein Ausweg mehr ist, und man möchte wie der Wotan in der Götterdämmerung sich hinsetzen und schweigend zuschauen. Einer der ernstesten Gründe, aus de-

<sup>5</sup> Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 12. November 1935. In: Theodor W. Adorno, Max Horkheimer: Briefwechsel, Bd. I: 1927–1937. Hg. Von Christoph Gödde und Henri Lonitz. Frankfurt am Main 1997, S.92.

<sup>6</sup> Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 24. November 1934. In: Max Horkheimer: Gesammelte Schriften, Bd. 15: Briefwechsel 1913–1936. Hg. von Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main 1988, S. 276 und Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 21. März 1936. In: Ebd., S. 496.

<sup>7</sup> Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 12. Oktober 1936. In: Adorno, Horkheimer: Briefwechsel, Bd. I (wie Anm. 5), S. 188.

nen ich zutiefst froh bin, mit Ihnen [Horkheimer, d. V.] zusammen sein zu können, ist der, daß ich glaube, daß man zusammen eher die Kraft haben wird, dem Entsetzlichen ins Auge zu schauen, ohne darüber den Rest von Weltvernunft zu verlieren, der sich zu uns geflüchtet hat.“<sup>8</sup>

Solche Bekundungen von Adorno, mit Horkheimer unter allen Umständen zusammenarbeiten zu wollen, bleiben auf die Dauer nicht wirkungslos. So lud der Direktor des *Institute of Social Research* Adorno zunächst im Juni 1937 für zwei Wochen ein, sich in New York mit der Arbeitssituation des mit der Columbia University assoziierten Instituts vertraut zu machen. Etwa sechs Monate später siedelte Adorno zusammen mit seiner bislang in Berlin lebenden jüdischen Frau Margarete Karplus, die er kurz zuvor in London geheiratet hatte, in die USA nach New York um. Unmittelbar vor der Abfahrt schreibt Adorno Mitte Februar 1938 an Horkheimer: „Es ist psychologisch und möglicherweise auch im handgreiflichsten Sinne, ohne alle Übertreibung, der *letzte* Augenblick.“ Die europäische Situation sei „völlig verzweifelt“, und es sei „kaum mehr daran zu zweifeln, daß in Deutschland die noch vorhandenen Juden ausgerottet werden“.<sup>9</sup>

Unter diesen in Deutschland verbliebenen Juden waren auch große Teile von Adornos eigener Familie. Seine katholische Mutter Maria und sein zum Protestantismus konvertierter Vater Oscar Wiesengrund bereiteten sich bereits auf die Emigration vor, doch verzögerte sich die Ausstellung eines Visums durch das amerikanische Konsulat in Stuttgart, sodass sie erst 1939 über Kuba in die USA einreisen konnten. Deshalb mussten sie den Terror der Nationalsozialisten noch hautnah miterleben. Nachdem Oscar Wiesengrund bereits im Oktober verhaftet und vier Wochen lang festgehalten worden war, attackierte in der Reichspogromnacht ein Nazimob das Haus der Familie in der Seeheimer Straße. Im Rückblick schilderte Maria



2 Oscar und Maria Wiesengrund (Foto: Unbekannt, 1939)

<sup>8</sup> Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 15. November 1937. In: Adorno, Horkheimer: Briefwechsel, Bd. I (wie Anm. 5), S. 478.

<sup>9</sup> Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 15. Februar 1938. In: Theodor W. Adorno, Max Horkheimer: Briefwechsel, Bd. II: 1938–1944. Hg. Von Christoph Götde und Henri Lonitz. Frankfurt am Main 2004, S. 29.

Wiesengrund 1948 diese traumatische Erfahrung: „Ich wurde, obwohl nicht jüdisch, in eigener Person auf das schwerste politisch mit verfolgt. Als die Nazis während der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 ihre bekannten Terror-Aktion begannen, indem sie das von meinem Ehemann und mir in Oberad bewohnte Haus einem Steinhagel unterzogen, war unsere Freundin Julia Rautenberg bei uns. Wie auch sie bezeugen kann, stürzte ich, nur mit dem Nachttanzug bekleidet, auf die Straße und flehte den Rädelsführer der Angreifer an, den Steinhagel einzustellen. Das geschah auch. Aber mein Mann sowie ich (damals schon 73 Jahre alt) bekamen den Befehl, uns anzu ziehen und mit zur Polizei zu kommen. So wurde zwischen 2 und 3 Uhr nachts mein Mann zum Polizeipräsidium in Frankfurt a. M. und ich ins Frauengefängnis in der Klapper gasse gebracht.“<sup>10</sup> Zwar kamen beide nach der Intervention eines Anwalts nach einigen Tagen wieder frei, aber die Verhaftung und Befragung hinterließ tiefe Spuren: „Ich erlitt einen Zusammenbruch, der auf Erkrankung des Herzens und der Nerven zurückzuführen war. Bei meinem Mann erkrankten außer dem Herzen die Augennerven, eine Folge, die in 1946, kurz vor seinem Tode, nach Ansicht der Ärzte, noch zu seiner Erblindung führte. Außerdem bekam mein Mann als Folge des Terroraktes und seiner dadurch und die vorangegangenen Aufregungen veranlaßten Entkräftung eine schwere Lungenentzündung und war monatelang schwer krank.“<sup>11</sup> Erst Mitte Januar 1939 besserte sich Oscar Wiesengrunds Gesundheitszustand, Ende April 1939 schifften sie sich von Hamburg nach Havanna ein – und entkamen damit, schwer gezeichnet, Europa gerade noch rechtzeitig.<sup>12</sup>

## II. Heimatlosigkeit. Herausforderungen in der Neuen Welt

Derweil befanden sich Theodor und Gretel Adorno bereits im sicheren New York. Adorno hatte wenig Zeit, sich mit den für seine Frau und sich selbst aufregenden Lebensbedingungen

<sup>10</sup> Maria Wiesengrund: Erinnerungen. Hauptstaatsarchiv Wiesbaden. In: Theodor W. Adorno Archiv (Hg.): Adorno. Eine Bildmonographie. Frankfurt am Main 2003, S. 175.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Vgl. Gretel Adorno an Max Horkheimer, 18. Januar 1939. In: Adorno, Horkheimer: Briefwechsel, Bd. II (wie Anm. 9), S. 52; Gretel Adorno an Walter Benjamin, 1. Mai 1939. In: Gretel Adorno, Walter Benjamin: Briefwechsel 1930–1940. Hg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz. Frankfurt am Main 2005, S. 372.

von Manhattan vertraut zu machen. Denn von heute auf morgen musste er mit der aufreibenden Forschungsarbeit im *Radio Research Project* beginnen, sich also auf einen gänzlich ungewohnten fachwissenschaftlichen Tätigkeitsbereich einlassen. Sein Arbeitsplatz war in der ersten Zeit außerhalb von New York City, in Newark, wo Paul Lazarsfeld, der Leiter des Princeton Office of Radio Research, Räumlichkeiten für seine Forschungsgruppe in einer unbenutzten Brauerei gefunden hatte. „Wenn ich dorthin fuhr“, so Adorno, „durch den Tunnel unter dem Hudson, kam ich mir ein wenig wie im Kafkaschen Naturtheater von Oklahoma vor. Freilich zog gerade die nach europäischen akademischen Sitten schwer vorstellbare Unbefangenheit in der Wahl der Lokalität mich sehr an.“<sup>13</sup> Zwar versuchte er, sich mit Offenheit und Interesse auf die neue Situation als Mitglied einer Gruppe von Sozialforschern einzulassen, aber er reagierte geradezu allergisch auf die Erwartung, sich ganz den vorgefundenen Gegebenheiten der amerikanischen Wissenschaftskultur anzupassen: „An der geistigen Kontinuität festzuhalten, war mir selbstverständlich und artikuliert sich mir in Amerika rasch genug zu vollem Bewußtsein. Ich erinnere mich noch des Schocks, den mir eine Emigrantin wie wir in der New Yorker Anfangszeit bereitete, als sie [...] erklärte: ‚Früher ist man ins philharmonische Konzert gegangen, jetzt geht man ins Radio City.‘“<sup>14</sup>

Was Adornos Beiträge zur Radioforschung angeht, so versuchte er sich dagegen zu wehren, „Wirkungen zu konstatieren und zu messen, ohne sie in Beziehung auf jene ‚Stimuli‘, nämlich die Objektivität dessen zu setzen, worauf die Konsumenten [...] die Radiohörer, reagieren.“<sup>15</sup> Als besonders kurios galt ihm ein „program analyzer“ genanntes Messinstrument für empirische Erhebungen, mit dessen Hilfe Hörer von Radiomusik per Knopfdruck angeben konnten, was ihnen bei einem Musikstück gefällt und was nicht. Adorno weigerte sich, in dieser Weise „Kultur zu messen“. „So be-



3 Gretel Adorno  
(Foto: Studio Joël-  
Heinzelmann, 1931)

<sup>13</sup> Theodor W. Adorno: Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 10.2: Kulturkritik und Gesellschaft II. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997, S. 706.

<sup>14</sup> Ebd., S. 702.

<sup>15</sup> Ebd., S. 708.

sann ich demgegenüber mich darauf, daß Kultur eben jener Zustand sei, der eine Mentalität ausschließt, die ihn messen möchte.“<sup>16</sup>

Obwohl Adorno viel Zeit und Mühe darauf verwandte, seine medienkritischen Intentionen in Forschungskategorien umzusetzen, wurde er sich im Zuge dieser Erfahrung der Tatsache bewusst, dass genau die von Lazarsfeld angestrebte Verknüpfung von Gesellschaftstheorie und Sozialforschung einer ‚Quadratur des Zirkels‘ gleichkam. Er erhielt gleichsam Anschauungsunterricht über die prinzipielle Differenz, die zwischen der spekulativen Theoriebildung und der Vorgehensweise einer Sozialforschung bestand, die dem Grundsatz gehorchte, „science is measurement“.<sup>17</sup> Weil sich weder Adorno noch Lazarsfeld damals in der Lage sahen,<sup>18</sup> ihre Wissenschaftskonzepte produktiv aufeinander zu beziehen, musste es über kurz oder lang zum Bruch zwischen den beiden kommen.

Aufgrund seiner negativen Erfahrung im amerikanischen Wissenschaftsbetrieb klammerte Adorno sich immer mehr an die Hoffnung, unter den deutschen Freunden des Instituts an den Morningside Heights aufgehoben zu sein. In den *Minima Moralia*, einer autobiografisch geprägten Schrift, die er im zweiten Jahr seiner Remigration veröffentlichte, sollte er das Bild von der „Gruppe der Bremer Stadtmusikanten“ gebrauchen. Sie habe ihn aufgenommen, sich listig in der „Räuberhöhle“ zu schaffen gemacht, um die Gauner zu überlisten. „Mit sehnsüchtigen Augen blickt der Froschkönig, ein unverbesserlicher Snob, zur Prinzessin auf und kann von der Hoffnung nicht ablassen, daß sie ihn erlöse.“<sup>19</sup>

Tatsächlich hatte Adorno seine Leidenszeit in jener Räuberhöhle des Social Research von Newark inzwischen hinter sich. Wie beim glücklichen Ausgang im Märchen hatte ihn zwar nicht die Prinzessin, aber Horkheimer wirklich erlöst, als er ihm trotz der finanziellen Misere des von Pollock als Ge-

<sup>16</sup> Ebd., S. 712.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Vgl. Paul Lazarsfeld: Eine Episode der Geschichte der empirischen Sozialforschung. In: Paul Lazarsfeld, Talcott Parsons, Edwald Shils (Hg.): Soziologie autobiographisch. Stuttgart 1975, S. 203. Lazarsfeld hat sich später den Vorwurf gemacht, nicht in ausreichender Weise versucht zu haben, Adornos medientheoretische und methodologische Innovationen in den empirischen Forschungsprozess zu integrieren.

<sup>19</sup> Theodor W. Adorno: *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997, S. 99.

schaftsführer geleiteten Instituts eine volle Stelle als Institutsmitarbeiter verschaffte.<sup>20</sup> In seiner Funktion als Mitglied des Instituts wirkte Adorno tatkräftig daran mit, zwei Forschungsprojekte auszuarbeiten und auf den Weg zu bringen. Durch die Erfahrung bei Lazarsfeld hatte er inzwischen gelernt, soziologische Problemstellungen in der Weise zu entwickeln, dass das Institut auf der Grundlage eines detailliert begründeten Forschungskonzepts Anträge auf Finanzhilfen bei amerikanischen Stiftungen stellen konnte.

In dieser Zeit ereilte Adorno die Nachricht von Walter Benjamins Verzweiflungstat, der am 26. September 1940 auf der Flucht vor den Nazi-Truppen durch eine Überdosis Morphin-Tabletten seinem Leben ein Ende bereitet hatte. An Gershom Scholem schrieb Adorno: „Was es für uns bedeutet, kann ich Ihnen in Worten nicht sagen, es hat unsere geistige und empirische Existenz bis ins Innerste verändert, und es hat Gretel und mich eine Gleichgültigkeit erfaßt, die wahrscheinlich nur noch am eigenen unmittelbaren Untergang ihre Grenze hat.“<sup>21</sup> Durch diesen Tod, so Adorno, sei „die Philosophie um das Beste gebracht worden [...], was sie überhaupt hätte erhoffen können“.<sup>22</sup> In einem Nachruf, der am 18. Oktober 1940 in der bekannten Exilzeitung *Aufbau* erschien, fand er Worte, die nicht zuletzt auch zum Ausdruck brachten, wie sehr er in dem für immer verlorengegangenen Freund sich selbst sah: „Er ist dem Zwang einer unvergleichbaren Anlage gefolgt und hat keinen Unterschlupf im Bestehenden, bei philosophischen Schulen und anerkannten Denkgewohnheiten gefunden.“<sup>23</sup>

Adornos und Gretels Schmerz war besonders groß, weil sie davon überzeugt waren, dass Benjamin, „hätte er nur 12 Stunden länger ausgehalten, gerettet worden wäre. [...] Es ist völlig unbegreiflich – wie wenn er von einem Stupor erfaßt worden wäre und sich als schon Geretteter geradezu hätte auslösch

<sup>20</sup> Vgl. Philipp Lenhard: Friedrich Pollock – Die graue Eminenz der Frankfurter Schule. Berlin 2019, S. 140–163.

<sup>21</sup> Theodor W. Adorno an Gershom Scholem, 19. November 1940. In: Frankfurter Adorno Blätter, Bd. V. Hg. von Rolf Tiedemann. München 1992, S. 150ff.

<sup>22</sup> Theodor W. Adorno: Erinnerungen. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 20.1: Vermischte Schriften I. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997, S. 178.

<sup>23</sup> Theodor W. Adorno: Zu Benjamins Gedächtnis. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 20.1 (wie Anm. 22), S. 169.

wollen.“<sup>24</sup> Die in diesen Briefen an Gershom Scholem und Horkheimer überlieferten Äußerungen zu solchen erschütternden Ereignissen wie dem tragischen Tod Benjamins sind ein Beleg dafür, dass die alltäglich zu leistende Forschungsarbeit der Verzweiflung über das Grauen abgerungen werden musste. Adorno rechnete mit einer „unablässigen Folge von Katastrophen, Chaos und Grauen für eine unabsehbar lange Periode“.<sup>25</sup> Angesichts der politisch-historischen Geschehnisse gab es für ihn wenig Zweifel, was die Stunde geschlagen hatte. Als schicksalhaft wollte er diesen weltgeschichtlichen Stundenschlag jedoch so wenig hinnehmen, wie er sich durch eine resignative Grundhaltung selbst zu schützen suchte oder in den Elfenbeinturm floh.

Ein neues Kapitel der Emigrationsgeschichte begann für Adorno, als Horkheimer im Frühjahr 1941 sich an seinem neuen Wohnort an der Westküste in Pacific Palisades niederließ, in dem Villenort Santa Monica in der Nähe von Hollywood, wo weitere bekannte Emigrantinnen und Emigranten wohnten, neben Thomas Mann auch Bertolt Brecht, Berthold und Salka Viertel, Helene Weigel, Arnold Schönberg, Charlotte und Wilhelm Dieterle, Bruno und Liesel Frank. Im November 1941 stieß Adorno mit seiner Frau zu diesem prominenten Emigrantenkreis hinzu, in den er sofort aufgenommen wurde. Im Vordergrund stand in den folgenden Jahren aber die Absicht, zusammen mit Horkheimer ein grundlegendes Werk zu verfassen, das damals schon den Arbeitstitel *Dialektik der Aufklärung* trug.

Die Autoren sprachen von ihren Aufzeichnungen als einer „Rede“, deren Adressat „ein eingebildeter Zeuge“ sei, „dem wir es hinterlassen, damit es doch nicht ganz mit uns untergeht.“<sup>26</sup> So wie Adorno und Horkheimer ihre zu entwickelnde Philosophie als Rede an eine kommende Hörer- bzw. Leserschaft projektierten, waren sie sich einig, dass ihre philosophische Gesellschaftstheorie keine systematischen Ansprüche erheben könne und wolle. Vielmehr musste sie als Kritik

<sup>24</sup> Adorno an Scholem, 19. November 1940 (wie Anm. 21), S. 151.

<sup>25</sup> Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 2. Juli 1941. In: Max Horkheimer: Gesammelte Schriften, Bd. 17: Briefwechsel 1941–1948. Hg. von Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main 1996, S. 96.

<sup>26</sup> Theodor W. Adorno, Max Horkheimer: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften, Bd. 3. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997, S. 294.

am Bestehenden, deren Gegenstand nicht „das Gute sondern das Schlechte“ sei,<sup>27</sup> hinsichtlich ihrer formalen Gestalt und kategorialen Substanz so fragmentarisch sein wie die Kunstwerke der radikalen Moderne. Sehr eindringlich hat Adorno diese Intention in einem Brief an Horkheimer vom August 1941 artikuliert. Wie schon in seinen Aufzeichnungen *Philosophie der neuen Musik* (die erst 1949 als Buch in Deutschland erschienen und die Adorno als „ausgeführten Exkurs zur ‚Dialektik der Aufklärung‘“ verstanden wissen wollte) bemühte er für die gemeinsame kritische Theorie das Bild der Gebärde. Die gemeinsamen philosophischen Reflexionen seien „immer weniger Theorien herkömmlichen Sinns“, sondern viel eher „Gesten aus Begriffen“. Dazu bedürfe es jedoch „der ganzen Arbeit des Begriffs“.<sup>28</sup>

Während sich die Autoren mit dieser Geschichtsphilosophie Rechenschaft über den Zustand der Welt zu geben versuchten – die „Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils“<sup>29</sup> –, thematisierten die von Adorno in der gleichen Zeitphase verfassten *Reflexionen aus dem beschädigten Leben* gerade auch Erfahrungen, die er als Emigrant gemacht hatte. Dazu gehörte nicht zuletzt, dass mit dem Kriegseintritt der USA im Dezember 1941 die Refugees auch in der Region Hollywoods zu ‚enemy aliens‘ erklärt und entsprechend behandelt wurden.

In ihrer Summe bringen die *Minima Moralia*, die im Nachkriegsdeutschland ein publizistischer Erfolg waren, jene Trauer und Verzweiflung zum Ausdruck, die der Autor selbst auf



4 *Dialektik der Aufklärung*, Querido Verlag, Amsterdam, 1947

<sup>27</sup> Ebd., S. 247.

<sup>28</sup> Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 21. August 1941. In: Horkheimer: *Gesammelte Schriften*, Bd. 17 (wie Anm. 25), S. 153. Zu Recht bemerkt Schmid Noerr, dass unter Gesten aus Begriffen „nicht die ein Argument subkutan befördernden kommunikativen Nebenbedeutungen zu verstehen [sind], sondern umgekehrt der Bezug auf das Ganze der Lebenspraxis, innerhalb dessen die diskursive Sprache, insbesondere die der Fachwissenschaften, ein (notwendig) abstrahierendes Moment darstellt.“ Gunzelin Schmid Noerr: *Gesten aus Begriffen. Konstellation der Kritischen Theorie*. Frankfurt am Main 1997, S. 68.

<sup>29</sup> Adorno, Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung* (wie Anm. 26), S. 19.

seine eigene Erfahrung der Heimatlosigkeit zurückführte. Nicht umsonst hatte er dem ersten Teil der Aphorismen einen Satz aus dem Roman *Der Amerikamüde* (1855) des österreichischen Dichters Ferdinand Kürnberger vorangestellt: „Das Leben lebt nicht.“ Amerikamüdigkeit spricht aus dem Aphorismus mit dem Titel „Schutz, Hilfe und Rat“, in dem Adorno registrierte, dass durch Vertreibung und Exil die „Kontinuität des gelebten Lebens“ zerbrochen sei. Der Emigrant „lebt in einer Umwelt, die ihm unverständlich bleiben muß, [...] immerzu ist er in der Irre. [...] Enteignet ist seine Sprache und abgegraben die geschichtliche Dimension, aus der seine Erkenntnis die Kräfte zog.“<sup>30</sup> Gerade, weil unter den Emigranten die häusliche Sphäre ihre Privatheit eingebüßt habe, zugleich in der Öffentlichkeit die Indiskretion persönlicher Bekenntnisse salonfähig geworden sei, müsse man wachsam sein bei der Frage des persönlichen Umgangs, dürfe sich weder blind an die angeblich Einflussreichen noch an die beflissen hilfsbereiten Personen halten. Aber folge man der Maxime der rückgezogen bescheidenen Lebensführung, so drohe nichts Geringeres als der „Hungertod [...] oder [...] Wahnsinn.“<sup>31</sup>

Diese Aphorismen bringen *einerseits* zum Ausdruck, dass Adornos Exilerfahrungen von dem Gefühl beherrscht waren, ausgeschlossen, heimatlos zu sein. In der Fremde schmecke „jeder deutsche Rehbraten, als wäre er vom Freischütz erlegt worden“.<sup>32</sup> *Andererseits* hatte die Empfindung des Entwurzeltseins, des Losgelöstseins aus den Traditionen der bürgerlichen Herkunft für ihn ein Moment von Autonomie und Freiheit.

Als Marginalisierter lernte Adorno die soziale Zwischenstellung jenes Kritikers der Gesellschaft kennen, der sich in ihr aufhält und doch zugleich nicht ganz integriert ist. Dieser Schwebezustand zwischen drinnen und draußen war aus seiner Sicht der ideale Beobachtungsposten. Ungebundenheit in diesem Sinne war der Erfahrungshintergrund und zugleich der Bezugspunkt moralischer Urteilsbildung. Adorno gelang es, die Blicke auf das gesellschaftliche Leben von dem exterritorialen Bezirk des Niemandslands aus zu richten.

<sup>30</sup> Adorno: *Minima Moralia* (wie Anm. 19), S. 35.

<sup>31</sup> Ebd., S. 36.

<sup>32</sup> Ebd., S. 54.

### III. Antisemitismusforschung

Für Adorno war das, was sich fortan für ihn mit dem Namen Auschwitz verbinden sollte, der Ausgangspunkt, von dem aus sich das Denken über Geschichte als Katastrophengeschichte neu zu bestimmen habe. Im zweiten Teil der *Minima Moralia*, die Adorno in jenen Monaten niederschrieb, als er das Unfassbare des ganzen Ausmaßes der kollektiven Schuld der Deutschen zu begreifen versuchte, notierte er, dass die begangenen Untaten als „entfremdete Schreckmaßnahmen verübt zu sein scheinen“. Wegen der Ungeheuerlichkeit des Geschehenen entziehe dieses sich dem Verständnis. „Dennoch sieht das Bewußtsein, das dem Unsagbaren standhalten möchte, immer wieder auf den Versuch zu begreifen sich zurückgeworfen, wenn es nicht subjektiv dem Wahnsinn verfallen will, der objektiv herrscht.“<sup>33</sup> Die totale Dehumanisierung der Menschen in den Vernichtungslagern sei der extreme Ausdruck einer Gesellschaft, die alles Lebendige zum Ding mache. Alles Besondere und Abweichende sei als „Schandmale“ des Andersseins vernichtet worden. Die integrale, zunehmend vergesellschaftete Gesellschaft erzeuge aus sich heraus einen Vernichtungswillen. „Die Technik der Konzentrationslager läuft darauf hinaus, die Gefangenen wie ihre Wächter zu machen, die Ermordeten zu Mördern. Der Rassenunterschied wird zum absoluten erhoben, damit man ihn absolut abschaffen kann, wäre es selbst, indem nichts Verschiedenes mehr überlebt.“<sup>34</sup>

Die Reflexionen Adornos über den deutschen Antisemitismus stehen thematisch im Zusammenhang mit zwei großen empirischen Forschungsprojekten, für die Ende 1942 das *Institute of Social Research* die Federführung hatte.

Es waren nicht nur der gewaltsame Antisemitismus der Nazis und die ersten Nachrichten über die Vernichtungslager in Deutschland, sondern auch antisemitische Tendenzen in der amerikanischen Gesellschaft selbst, die das *American Jewish Committee* sowie das *Jewish Labor Committee* alarmierten und zwischen 1941/42 dazu führten, dem *Institute of Social Research* in erheblichem Umfang finanzielle Mittel für die Erforschung minoritätsfeindlicher Vorurteile und ethnischer In-

<sup>33</sup> Ebd., S. 117.

<sup>34</sup> Ebd., S. 116. Vgl. zur Verarbeitung von Auschwitz in Adornos gesellschaftskritischer Zeitdiagnose. Lars Rensmann: Kritische Theorie über den Antisemitismus. Studie zu Struktur, Erklärungspotential und Aktualität. Hamburg 1998.

toleranz zur Verfügung zu stellen. Während für das Projekt *Antisemitism within American Labor* die Institutsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter alleine zuständig waren, sollte die weitaus umfangreichere Studie *The Function of Antisemitism within the Personality* in Kooperation mit einer sozialpsychologischen Forschungsgruppe der University of Berkeley durchgeführt werden. Adorno hatte ab 1944 die volle Verantwortung für die Zusammenarbeit mit der *Public Opinion Study Group*, deren Mitglieder (R. Nevitt Sanford, Daniel Levinson, Else Frenkel-Brunswik) durchweg professionelle Psychologen waren, die sich in erster Linie für sozialpsychologische Erklärungen der Entstehung sozialer Vorurteilsstrukturen interessierten. Dennoch gelang es Adorno offenbar, die Forschungsgruppe davon zu überzeugen, dass die Genese und Dynamik autoritärer Persönlichkeitsdispositionen im Zusammenhang objektiver gesellschaftlicher Faktoren zu untersuchen sei. Diese soziale Produziertheit der autoritätsgebundenen Persönlichkeit hat Adorno in einem zu Lebzeiten unveröffentlichten Aufsatz mit dem Titel „Bemerkungen zu *The Authoritarian Personality*“ ausführlich diskutiert.<sup>35</sup> Er macht klar, dass das autoritäre Syndrom, verbunden mit der Empfänglichkeit für rechtsradikale Ideologien wie völkisches Denken und Antisemitismus, Ausdruck einer neuen anthropologischen Formation ist. Sie ist ihrerseits Zeichen für das „Mißlingen der Individuation“, bedingt zum einen durch die zunehmenden Zwänge zur „Integration des Individuums in die gesellschaftliche Totalität“ und zum anderen dadurch, dass „die Zivilisation ihren vermeintlichen Nutznießern immer mehr Opfer abverlangt“.<sup>36</sup>

Bei dieser Studie, die 1950 unter dem definitiven Titel *The Authoritarian Personality*<sup>37</sup> im Rahmen der insgesamt fünf Bände umfassenden Reihe *Studies in Prejudice* veröffentlicht wurde, handelte es sich um eine Pionierarbeit: um den ersten Fall einer gelungenen Integration von quantitativer und qua-

<sup>35</sup> Diese „Bemerkungen“ hat Eva Maria Ziege herausgegeben, versehen mit einer instruktiven Einleitung und einem Nachwort. Theodor W. Adorno: Bemerkungen zu ‚The Authoritarian Personality‘. Hg. von Eva Maria Ziege. Berlin 2019. Vgl. auch Dies.: Antisemitismus und Gesellschaft. Die Frankfurter Schule im amerikanischen Exil. Berlin 2009.

<sup>36</sup> Adorno: Bemerkungen (wie Anm. 35), S. 66 und S. 27.

<sup>37</sup> Als einer von verschiedenen alternativen Titeln war auch von *The Potential Fascist* die Rede. Vgl. Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 26. Mai 1948. In: Theodor W. Adorno, Max Horkheimer: Briefwechsel, Bd. III: 1945–1949. Hg. von Christoph Gösde und Henri Lonitz. Frankfurt am Main 2005, S. 225.

litativer Technik der Datenerhebung und -auswertung, bei gleichzeitigem Rückbezug auf soziologische und psychoanalytische Theorieelemente. Insbesondere wegen eines Instruments zur Messung faschistisch geprägter Vorurteilsstrukturen – der F-Skala – erlangte diese Studie ihre Berühmtheit. Damit war ein neuer Weg gefunden, um potentiell antidemokratische Tendenzen von Individuen zu messen. Die zugrundeliegende autoritäre Charakterstruktur beschrieb Adorno als eine „strukturelle Einheit“, bei der „Züge wie Konventionalismus, autoritäre Unterwürfigkeit und Aggressivität, Neigung zur Projektion, zur Manipulation und dergleichen“ zusammenkommen.<sup>38</sup>

Der Faschismus war für Adorno nicht nur eine irrationale Weltanschauung und als solche ein sozialwissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand: Vielmehr entpuppte er sich als die unfassbare Faktizität des systematischen Völkermords. Angesichts der Vernichtungslager könne unmöglich so weitergedacht werden wie bisher, und alles bisher Gedachte sei infrage zu stellen: „Man kann nicht Auschwitz auf eine Analogie mit der Zernichtung der griechischen Stadtstaaten bringen als bloß graduelle Zunahme des Grauens, der gegenüber man den eigenen Seelenfrieden bewahrt. Wohl aber fällt von der nie zuvor erfahrenen Marter und Erniedrigung der in Viehwagen Verschleppten das tödlich-grelle Licht noch auf die fernste Vergangenheit.“<sup>39</sup>

Die letzten zwanzig Jahre seines viel zu kurzen Lebens brachte Adorno überwiegend in Deutschland, wo er nicht nur einen unvergleichlichen akademischen Einfluss hatte, sondern auch als öffentlichkeitswirksamer Intellektueller eine wegweisende Rolle für die kulturelle und politische Selbstfindung der Bundesrepublik und das Selbstverständnis der Nachkriegsgenerationen spielte. Adorno hatte als Repräsentant der Kritischen Theorie einen elementaren Anteil an der „intellek-

<sup>38</sup> Theodor W. Adorno: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt am Main 1973, S. 312. In einem Vortrag Horkheimers mit dem Titel *Lessons of Fascism* fasste dieser die wesentlichen Elemente des autoritären Charakters wie folgt zusammen: „Eine mechanistische Auslieferung an konventionelle Werte; blinde Unterwerfung unter die Autorität, die mit blindem Haß auf alle Opponenten und Außenseiter einhergeht; Ablehnung introvertierten Verhaltens; strenges stereotypes Denken; ein Hang zum Aberglauben; halb moralische, halb zynische Abwertung der menschlichen Natur; Projektivität“. Max Horkheimer: Lehren aus dem Faschismus. In: Ders.: Gesammelte Werke, Bd. 8: Vorträge und Aufzeichnungen 1949–1973. Hg. von Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main 1985, S. 10.

<sup>39</sup> Adorno: *Minima Moralia* (wie Anm. 19), S. 268.

tuellen Gründung der Bundesrepublik“,<sup>40</sup> die zwanzig Jahre nach der institutionellen Staatsgründung den Kern des politisch-kulturellen Selbstverständnisses des Landes bildete. Insofern war er mitverantwortlich für die konsequente Westintegration, für die Demokratisierung und vor allem für den Beginn einer politischen Auseinandersetzung der Deutschen mit ihrer Vergangenheit: Adorno hat die politische Kultur Deutschlands mitgeprägt.

Dazu zählen auch sein Plädoyer für eine kritische Sozialforschung sowie sein Engagement für eine Soziologie als Aufklärungswissenschaft. Ihm und Max Horkheimer war es zu verdanken, dass, schon bevor im Oktober 1951 das Institut für Sozialforschung offiziell wiedereröffnet wurde, man bereits im Frühjahr 1950 damit begonnen hatte, eine empirische Studie über das geistig-politische Klima in den unmittelbaren Nachkriegsjahren durchzuführen. Bei diesem empirischen Projekt ging es darum, die manifesten Meinungen und latenten Einstellungen von Angehörigen einzelner sozialer Schichten zu weltanschaulichen und politischen Fragen in Erfahrung zu bringen. Aufgrund ihrer damals originellen Technik der Datenerhebung, die darin bestand, die Dynamik von Meinungsbildungsprozessen in Diskussionen von kleinen Gruppen zu erfassen, erhielt die Studie den Titel *Gruppenexperiment*.

Für den wichtigsten Teilaspekt des Projekts, bei dem es um den Komplex von Schuld und Abwehr ging, war Adorno als Forschungsleiter zuständig.<sup>41</sup> Er wollte dem komplexen Zusammenhang auf den Grund gehen zwischen dem, was die Bevölkerung angesichts der alltäglichen Diskriminierungen der Juden während des Nazi-Regimes über deren spätere Vernichtung hätte wissen müssen, und dem, was sie – wohl wegen der Unfassbarkeit des Grauens – nachhaltig verleugnete. Bei seiner Analyse des Datenmaterials stieß Adorno auf einen spezifischen Abwehrmechanismus. Er erlaubte es, eine Art Gleichgewicht zwischen dem schlechten Gewissen und dem Bedürfnis herzustellen, sich trotz der Nazivergangenheit zu Deutschland als einem Kollektiv zu bekennen. Als einen Ausdruck autoritärer Dispositionen dechiffrierte Adorno ein Deu-

<sup>40</sup> Vgl. Clemens Albrecht u. a.: Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule. Frankfurt am Main, New York 1999.

<sup>41</sup> Theodor W. Adorno: Schuld und Abwehr. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd.9.1: Soziologische Schriften II. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997, S. 121–326.

tungsmuster, wonach ‚die da oben‘, die Herrschaftsclique der Nazis, alle Schuld tragen sollten. Als die Gruppenstudie schließlich 1955 als Buch erschien, erwartete er von den Befunden aufklärende Effekte und konstatierte, dass die Zukunft der deutschen Demokratie von der Bereitschaft abhängt, sich der Vergangenheit zu stellen.

Dazu wollte Adorno selbst beitragen, indem er im Spätherbst 1959 auf einer Tagung des Koordinierungsrats für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit einen Vortrag hielt, der sich mit der Frage beschäftigte „Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit?“<sup>42</sup> Spätestens mit den in diesem Vortrag entwickelten Thesen, die er zwei Jahre später durch seine öffentlichen Ausführungen über „Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute“<sup>43</sup> und dann 1966 über „Erziehung nach Auschwitz“<sup>44</sup> ergänzte, stand er im Rampenlicht der Öffentlichkeit. Gerade in einer Phase, in der sich angesichts erstarkender rechtsradikaler und antisemitischer Tendenzen sowie der Bildung einer Großen Koalition aus CDU/CSU und SPD die demokratisch-rechtsstaatliche Verfassung als stabile Basis des neuen sozialen Ordnungsgefüges bewähren musste, bot Adorno die Reputation seiner wissenschaftlichen Stellung auf, um nachdrücklich vor dem Alten im Neuen zu warnen: „Ich betrachte das Nachleben des Nationalsozialismus *in* der Demokratie als potentiell bedrohlicher denn das Nachleben faschistischer Tendenzen *gegen* die Demokratie.“<sup>45</sup>

Adorno stellte die provokante Frage, ob in Deutschland Demokratie mehr sei als eine importierte bzw. von den Siegermächten dekretierte Staatsform, die man akzeptiere, weil sie als politisches System funktioniere und zu wirtschaftlichem Wohlstand geführt habe. Die ökonomische Prosperität liefere die sekundäre Motivation, sich mit den Anforderungen der Demokratie zu arrangieren, und dieses Arrangement stelle zugleich einen Ausgleich für den beschädigten kollektiven Narzissmus dar.

<sup>42</sup> Theodor W. Adorno: Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 10.2 (wie Anm. 13), S. 555–572.

<sup>43</sup> Theodor W. Adorno: Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 20.1 (wie Anm. 22), S. 360–383.

<sup>44</sup> Theodor W. Adorno: Erziehung nach Auschwitz. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 10.2 (wie Anm. 13), S. 674–690.

<sup>45</sup> Adorno: Aufarbeitung der Vergangenheit (wie Anm. 42), S. 555f; Hervorhebung im Original.

Als der Vergangenheitsdiskurs durch den Auschwitz-Prozess in Frankfurt und den Eichmann-Prozess in Israel in der ersten Hälfte der 1960er Jahre höchst zögerlich anzulaufen begann, praktizierte Adorno Soziologie als Aufklärung, die an die Subjekte adressiert ist: „Aufarbeitung der Vergangenheit als Aufklärung ist wesentlich [...] Wendung aufs Subjekt, Verstärkung von dessen Selbstbewußtsein und damit auch von dessen Selbst.“<sup>46</sup> Diese „Wendung aufs Subjekt“ war die praktische Zielsetzung von Adornos Konzeption einer kritischen Soziologie. Aber er betonte, dass diese subjektive Aufklärung ihre Grenzen habe, denn das politisch gefährliche, faschistische Potential resultiere ursächlich aus den gesellschaftlichen Bedingungen, dem sozialen Druck und seiner „objektiven Gewalt“. Gewiss, so seine Schlussfolgerung, die realen Konsequenzen der faschistischen Katastrophenpolitik seien präsent: „So vergessen aber sind Stalingrad und die Bombennächte trotz aller Verdrängung nicht, daß man den Zusammenhang zwischen einer Wiederbelebung der Politik, die es dahin brachte, und der Aussicht auf einen dritten Punischen Krieg nicht allen verständlich machen könnte.“<sup>47</sup> Doch selbst wenn dies gelinge, bestünde die Gefahr fort. „Aufgearbeitet wäre die Vergangenheit erst dann, wenn die Ursachen des Vergangenen beseitigt wären.“<sup>48</sup>

Indem Adorno eine der wenigen Alternativen zu jener restaurativen Stimmungslage bereitstellte, die er mit Martin Heidegger in Verbindung brachte, wurde er im Laufe der Zeit zur wichtigsten Figur des mühsamen Wegs einer geistigen Erneuerung. Spätestens mit dem im Jahr seiner Rückkehr geschriebenen und wenig später publizierten Satz: „nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“,<sup>49</sup> hatte er sich in einer Weise exponiert, die einen Rückzug in den Elfenbeinturm der reinen Wissenschaft kaum mehr zulassen sollte.

<sup>46</sup> Ebd., S. 571.

<sup>47</sup> Ebd., S. 572.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Der Aufsatz, in dem dieser häufig zitierte Satz steht, wurde 1949 geschrieben und erstmals 1951 publiziert in dem Band *Soziologische Forschung in unserer Zeit*. Vgl. Theodor W. Adorno: Kulturkritik und Gesellschaft. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 10.1: Kulturkritik und Gesellschaft I. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997, S. 30. Zur Rezeption dieses Postulats vgl. Petra Kiedaisch (Hg.): *Lyrik nach Auschwitz? Adorno und die Dichter*. Stuttgart 1995.

Die Erfahrung mit der angloamerikanischen Kultur veranlasste ihn nicht nur dazu, sich für demokratische Lebensformen einzusetzen, sondern auch zu lernen, „nicht länger Verhältnisse, die geworden, historisch entstanden waren wie die in Europa, für natürliche zu halten, ‚not to take things for granted‘. [...] In Amerika wurde ich von kulturgläubiger Naivetät befreit, erwarb die Fähigkeit, Kultur von außen zu sehen.“<sup>50</sup> Diese und andere Perspektiven, die ihm die amerikanische Wissenschaftskultur eröffnet hatten, waren Voraussetzungen dafür, dass er im Laufe der späten fünfziger und sechziger Jahre nicht nur zu einem der wichtigsten Vertreter der Philosophie und Soziologie, sondern auch der Musiktheorie avancieren konnte. Rückblickend gesehen, beruht Adornos bis heute anhaltende Wirkung als öffentlicher Intellektueller darauf, dass er sich als Kritiker der sozialen Verhältnisse unter dem Gesichtspunkt richtigen Lebens exponiert hat: dem einer vernünftigen und gerechten Lebensweise. Dabei war ihm Kritik immer auch eine an die Öffentlichkeit adressierte intellektuelle Praxis, die auf die Produktivkraft der Negation vertraut: „Widerstand gegen [...] alles bloß Gesetzte, das mit dem Dasein sich rechtfertigt.“<sup>51</sup>

BILDNACHWEIS  
Abb. 1–3 ©Theodor W.  
Adorno Archiv, Frankfurt  
am Main  
Abb. 4 Wikicommons

<sup>50</sup> Adorno: Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika (wie Anm. 13), S. 734.

<sup>51</sup> Theodor W. Adorno: Kritik. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 10.2 (wie Anm. 13), S. 785.

Momme Brodersen

## Walter Benjamin und der Holocaust – ein Thema?

Der Begriff „Holocaust“ wird in der Literatur zwar nicht durchgängig, aber häufig auf den zwischen 1941 und 1945 erfolgten Völkermord an den europäischen Juden begrenzt, auf das, was die Nazis euphemistisch „Endlösung“ nannten. Bei solch restriktivem Verständnis fiel Walter Benjamin durch das Raster des Rahmenthemas, denn er setzte seinem Leben bereits vor dem Beginn des systematischen, „fabrikmäßigen“ Genozids ein Ende. In einer weiteren Auslegung des Terminus jedoch, die auch die dem Massenmord vorangehenden Etappen – von der Entrechtung über die Verdrängung aus dem Wirtschaftsleben und der sozialen Isolierung bis hin zur Ghettoisierung – in Betracht zieht, verdient sein Schicksal sehr wohl Aufmerksamkeit. Und eine umso größere, wenn man den Blick zudem über seinen Umkreis, über Verwandte, Freunde und Bekannte, schweifen lässt.

Als mit der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 die zwölf dunkelsten Jahre deutscher Geschichte anbrachen, befanden sich Walter Benjamin und seine unmittelbaren Angehörigen noch in Deutschland: seine Schwester Dora und sein Bruder Georg, seine Ex-Gattin Dora Sophie Kellner und der gemeinsame, damals 15-jährige Sohn Stefan Rafael. Auch die Familien seiner Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen, Nichten und Neffen, die Chodziesners, Crzellitzers, Joseephys, Schoenflies', Sterns und Wisings, erachteten die neue politische Situation als noch nicht so bedrohlich, dass sie bereits an eine Emigration oder gar Flucht gedacht hätten. Das sollte sich freilich bald ändern. Mit einer Reihe rasch verabschiedeter Gesetze und Verordnungen, die faktisch die von der Weimarer Verfassung garantierten Rechte außer Kraft setzten, wurde für sie alle die Lage gefährlich, insbesondere nach dem Reichstagsbrand in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar und den letzten „freien“ Wahlen zum Reichstag vom 5. März 1933.



Block: 5 Mauthausen, den 26. August 1942.

Todesmeldung. *Alty E.*

Der Jude D.R. Hertling Benjamin, Georg Israel

Mr. 12125 geb. am 10.9.95 in Berlin

ist am 26. August 1942 um 1.30 Uhr Freitod durch Elektro-  
Zahn. Kingelassen ins K.L.: 18.8.42

Stammblock: 5

Der Blockälteste: *H. W. Will. Feigley* Der Blockführer: *Georg Hertling*

27. AUG. 1942

Mr. Name	Mr. Vorname	Mr. Nachname
<i>Hertling</i>	<i>Benjamin</i>	<i>Georg Israel</i>

I.T.S. FOTO No. 57

I.T.S. FOTO No. 130

2 Die Mauthausener  
Meldung über Georg  
Benjamins Tod

gestellt und zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Am Ende, 1942, wurde er in Mauthausen ermordet.

Mit den Folterkellern, Haftanstalten und Konzentrationslagern der Nazis machten nach ihm zahllose engere und entferntere Verwandte Bekanntschaft. So etwa Hans Günther Wissing, der sich Mitte der 1930er Jahre 15 Monate lang in den Fängen des braunen Mobs befand, ehe er nach Südamerika „emigrieren“ durfte. Oder Hans Crzellitzer, der im Zuge der Pogromnacht vom November 1938 nach Sachsenhausen verschleppt wurde und dort einen Monat später „verstarb“ – um von all denen zu schweigen, die Dachau, Buchenwald und Fuhlsbüttel zwar überlebten, aber als Gebrochene heimkehrten. Schließlich die Angehörigen, die bereits 1940 deportiert wurden, sowie diejenigen, die, sei es in Deutschland, sei es im Exil, „natürlich“ verschieden oder Selbstmord begingen.

Von all diesen Personen, die wenigstens zeitweise eine Rolle in seinem Leben gespielt haben, und ihren Schicksalen ist, mit Ausnahme seines Bruders Georg, keine Rede in der literarischen Hinterlassenschaft Walter Benjamins, weder in privaten Notizen noch in Aufsätzen oder Artikeln. Das könnte der lückenhaften Überlieferung seiner Schriften geschuldet sein, insbesondere seiner Briefe. Dagegen spricht jedoch, dass sich aus den Jahren 1933 bis 1940 immerhin über 500 dieser persönlichen Dokumente – in ihrer Gesamtheit gewiss ein repräsentativer Schnitt seiner Korrespondenzen dieser Zeit – erhalten haben. Auch in ihnen sucht man diese und viele weitere Namen vergebens. Wollte Benjamin derlei Hiobsbotschaften

nicht zu nahe an sich herankommen lassen? Ein *noli me tangere*, um nicht vollends die Fassung und das psychische Gleichgewicht zu verlieren? Oder hatte er keine bzw. eine nur unzureichende Kenntnis davon, was seinen Verwandten – wie auch vielen seiner Freunde und Bekannten – widerfuhr?

Die letzte Vermutung darf man mit Bestimmtheit ausschließen. Benjamin war, wie sich vielfach belegen lässt, detailliert darüber unterrichtet, was den Juden und Antifaschisten bis in das erste Kriegsjahr hinein im NS-Herrschaftsbereich geschah. Sein Wissen schöpfte er dabei aus unterschiedlichsten Quellen: aus mündlichen und schriftlichen Zeugnissen, beispielsweise den Erzählungen seiner Schwester Dora, die nach 1933 noch mehrfach nach Berlin reiste, oder den Briefen seiner Ex-Ehefrau Dora Sophie Kellner, die ihn in den Anfangsmonaten des Nazis-Regimes mit verschlüsselten Schreiben über die gesellschaftliche Situation ins Bild setzte. Zu nennen sind auch Berichte, die ihm durch Freunde wie Fritz Fränkel oder Ernst Schoen, beide Opfer einer brutalen Nazi-„Sonderbehandlung“ während ihrer „Schutzhaft“, zukamen. Außerdem nahm er Werke wie Willi Bredels dokumentarischen Roman *Die Prüfung* – „bestimmt lesenswert“, wengleich dem Verfasser die „Darstellung eines Konzentrationslagers“ auch nicht „restlo[s]“ gelungen sei<sup>2</sup> – aufmerksam zur Kenntnis, wie er denn auch das *Braunbuch*, eine frühe (Exil-) Publikation über den Hitlerterror, gelesen haben dürfte. Zudem wurden ihm Geschichten aus erster Hand zuteil, wie etwa die seines entfernten Verwandten John Heartfield, der ihm bei ihrer ersten persönlichen Begegnung im Jahr 1935 von seiner abenteuerlichen Flucht aus Deutschland erzählte.<sup>3</sup> Oder durch seinen Onkel, den Arzt Alexander Wisning, und dessen Ehefrau Clara Schoenflies, die ihn 1938 in Paris besuchten. Über sie heißt es einer der seltenen längeren Passagen zu familiären Angelegenheiten:

Wissings [kamen] auf der Auswanderung nach Brasilien durch Paris [...] Man hätte meinen sollen, sie hätten das Schlimmste hinter sich gehabt. In Wirklichkeit warteten hier noch die größten Schwierigkeiten auf sie, weil sie Deutschland ohne das brasilianische Visum verlassen

<sup>2</sup> Walter Benjamin: *Gesammelte Briefe*, Bd. V: 1935–1937. Hg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz. Frankfurt am Main 1999, S. 130.

<sup>3</sup> Vgl. ebd., S. 103.

hatten, das man dort einfach nicht bekommen kann. Zuguterletzt mußten sie noch katholisch werden. Die Redensart „es ist zum Katholischwerden“ stammt aus dem Mittelalter; und soweit sind wir nun glücklich wieder.<sup>4</sup>

Erstaunlicherweise spiegelt Benjamins Exil-Werk – die kommentierte Briefanthologie *Deutsche Menschen*, Aufsätze und Artikel der Jahre 1933 bis 1940, ja selbst die Korrespondenzen – sein zweifelsohne umfangreiches und detailliertes Wissen um die Brutalität der NS-Schergen nur schwach, zumindest aber nicht in der Weise wider, wie man es sich möglicherweise von einem verfolgten, jüdischen Antifaschisten erwarten würde. Klare und völlig unzweideutige Stellungnahmen zum politischen Geschehen in Deutschland bilden darin eher die Ausnahme. Häufig bleibt es bei Andeutungen, oder man hat derlei „zwischen den Zeilen“ zu suchen. Das hat einerseits mit einer generellen Zurückhaltung in politisch zu tun, die er, wie es im ersten Brief nach seiner Flucht heißt, „seit jeher und mit gutem Grunde geübt“ habe<sup>5</sup>, andererseits dürften dabei ebenso, wenigstens in den ersten Exil-Jahren, Rücksichtnahmen auf Angehörige im Spiel gewesen sein, die in Deutschland zurückgeblieben waren. Nur allmählich, das heißt mit der zunehmenden Einschränkung jüdischen Lebens im NS-Herrschaftsbereich durch immer schärfere Dekrete und Gesetze, wurde Benjamin selbst in seinen öffentlichen Äußerungen expliziter, in Ton und Wortwahl kämpferischer. Da fallen schließlich Worte über „das Grauen der Nazikeller“, über die „Nazihölle“, ist die Rede vom „Tierische[n]“, das der „Nationalsozialismus in dem Menschen“ wachrufe, bis hin zu Bemerkungen wie „Tierschutzgesetze wurden im dritten Reich [...] beinahe ebenso schnell erlassen wie die Konzentrationslager eingerichtet.“ Oder die in der Besprechung von Stefan Lackners Roman *Jan Heimatlos*:

„Meine Vorfahren [...] saßen seit der Römerzeit am Rhein. Was die hergelaufenen Oesterreicher und Levantiner und Schlawiner, die jetzt in dem armen Reich die Macht an sich gerissen haben, über mich behaupten, das

<sup>4</sup> Walter Benjamin: *Gesammelte Briefe*, Bd. VI: 1938–1940. Hg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz. Frankfurt am Main 2000, S. 88.

<sup>5</sup> Walter Benjamin: *Gesammelte Briefe*, Bd. IV: 1931–1934. Hg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz. Frankfurt am Main 1998, S. 170.

ist mir gleichgültig, es geht mich nichts an. Wir harren aus, hier im Land, bis die Deutschen wieder zu sich selbst finden, oder bis wir zugrunde gehen.“ *Heute, da der zweite Teil dieser Alternative sich zu erfüllen droht, hat der Roman das Gewicht eines Dokuments.*<sup>6</sup>

Nicht alle hier zitierten Äußerungen kamen damaligen Lesern auch unter die Augen. Denn entweder fielen einzelne Formulierungen darin am Ende noch dem Rotstift irgendeines Redakteurs zum Opfer, oder ganze Manuskripte Benjamins blieben unveröffentlicht beziehungsweise er kam über erste Aufzeichnungen nicht hinaus.

Das gilt zuletzt noch für seinen Vorschlag, Louis-Ferdinand Célines Pamphlet *Bagatelles pour un Massacre* in der „Zeitschrift für Sozialforschung“ zu rezensieren, dem der Herausgeber des Organs, Max Horkheimer, nicht entsprechen mochte, obwohl er das Buch „im Ton“ für „gemeiner als die offizielle nationalsozialistische Propaganda“ und den darin zum Ausdruck gelangenden „Irrsinn“ als „kennzeichnende[s] Moment“ der gegenwärtigen historisch-politischen „Situation“ erachtete.<sup>7</sup> Angesichts eines wachsenden Antisemitismus auch in Frankreich, der für Benjamin nur extremer Ausdruck einer allgemeinen „Xenophobie“ war, deren „größt[e] Fortschritte“<sup>8</sup> er schon seit 1935 beobachtete, beschäftigte ihn die Schrift aus nur zu verständlichen Gründen. Die Besprechung, so darf man seine Bemerkungen zu diesem Machwerk Horkheimer gegenüber deuten, hätte ihm Gelegenheit gegeben, die darin camouflierten persönlichen „Animosität[en] des



3 Passfoto von Walter Benjamin (Foto: Studio Joël-Heinzelmann, ca. 1928)

<sup>6</sup> Alle Zitate Walter Benjamin: Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe. Im Auftrag der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur. Hg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz in Zusammenarbeit mit dem Walter Benjamin Archiv. Bd.13.1: Kritiken und Rezensionen. Hg. von Heinrich Kaulen. Berlin 2011, S. 781, S. 502, S. 589f. und S. 511. (Hervorhebungen vom Verfasser.)

<sup>7</sup> Max Horkheimer: Gesammelte Schriften, Bd.16: Briefwechsel 1937–1940. Hg. von Alfred Schmidt und Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main 1995, S. 416.

<sup>8</sup> Benjamin: Gesammelte Briefe, Bd. V (wie Anm. 2), S. 319.

Verfassers“ bloßzustellen, insbesondere aber dessen Verfälschungen der Historie im Anschluss an „die ‚Dokumente [recte: Protokolle] der Weisen von Zion‘“ zu brandmarken; auch hätte er Célines Fantastereien über „die Teilnahme der Juden an der bolschevistischen Revolution [...] über ihre Union mit den Freimaurern [...] über ihr Kontingent im französischen Heer“ und „in der Bevölkerung von Paris“<sup>9</sup>, mithin Überzeugungen und Geschichtsklitterungen, auf denen auch der Nazi-Antisemitismus beruhte, denunzieren können.

Schließlich, und das soll in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, finden sich im Fundus der nicht allzu zahlreichen Äußerungen Benjamins zu diesen Aspekten des Zeitgeschehens auch Bemerkungen, die auf den postumen Leser, der um Auschwitz weiß, zumindest befremdend wirken. So heißt es im Anschluss an die Interpretation eines Gedichts von Bertolt Brecht, dessen Zeilen zeigten „haarscharf, wozu der Nationalsozialismus den Antisemitismus“ benötige: „Er braucht ihn als eine Parodie. Die Haltung, die von den Herrschenden dem Juden gegenüber künstlich ins Leben gerufen wird, ist eben die, die der unterdrückten Klasse den Herrschenden gegenüber natürlich wäre. Der Jude soll – das will Hitler – so trütiert werden, wie der große Ausbeuter hätte trütiert werden müssen. Und eben weil es dem Juden gegenüber nicht wirklich ernst ist, weil es sich in seiner Behandlung um das Zerrbild eines echten revolutionären Verfahrens handelt, wird der Sadismus in dieses Spiel gemischt. Ihn kann die Parodie nicht entbehren – die Parodie, deren Zweck es ist, die historische Vorlage – die Expropriierung der Expropriateure – dem Gespött preiszugeben.“ Das, so Benjamin, sei die Haltung der Nazis bei der „Vertreibung der Juden [...] bis zu den Pogromen von 1938“ gewesen. Bis dahin seien sie (noch) „nicht erschlagen“ worden, „wo man sie fand.“<sup>10</sup> Antisemitismus eine Parodie? Etwas, womit es den Nazis „nicht wirklich ernst“ war?

Benjamin hat es gewiss nicht an Vorstellungsvermögen darüber gemangelt, wozu die Nazis fähig und *willens* waren. Dem stand bereits sein Wissen um zahllose Einzelschicksale von Personen seines Umkreises entgegen. Dass man Jüdinnen und Juden ausgrenzte, dass man sie trat und bespuckte, quälte

<sup>9</sup> Alle Zitate Benjamin: Gesammelte Briefe, Bd. VI (wie Anm. 4), S. 39.

<sup>10</sup> Alle Zitate Walter Benjamin: Gesammelte Schriften, Bd. II: Aufsätze, Essays. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main 1977, S. 558.

und folterte, dass man sie bestahl und beraubte, ja, dass man sie verelenden und verhungern ließ – mit einem Wort: sie in allen nur erdenklichen Formen erniedrigte und misshandelte, das konnte man sich nicht nur vorstellen, sondern das gehörte schon in den ersten Jahren der Nazi-Herrschaft zu ihrem Alltag. Doch die systematische und millionenfache Ermordung europäischer Juden konnten sich selbst 1940, dem Zeitpunkt seines Todes, weder Benjamin noch irgendwer sonst wirklich ausmalen. Insofern sind seine hier zitierten Worte auch weniger als Ausdruck einer eventuellen Weltfremdheit zu deuten denn als Spiegelung der Politik der Nazis bis zur Wannsee-Konferenz.

Bekanntlich endete das Leben Benjamins mit seinem Selbstmord 1940 im spanischen Port Bou, wo er nach seinem illegalen Grenzübertritt über die Pyrenäen festgehalten wurde, weil er kein gültiges Transitvisum besaß, um nach Lissabon und von dort aus weiter in die rettenden USA zu gelangen. Sein Suizid lässt sich gewiss nicht auf einen einzigen Beweggrund zurückführen. Vielmehr dürften ihn mehrere Dinge zu dieser Verzweiflungstat geführt haben: die Erschöpfung nach einer überaus anstrengenden Flucht über die Berge, eine allgemeine Resignation ob der militärischen Erfolge der Nazis, eine gewisse Lebensmüdigkeit, die ihn schon mehrfach im Laufe der Jahre ereilt hatte, ohne dass es dabei zum Letzten kam, die scheinbar hoffnungslosen Zukunftsaussichten in einem Land, dessen Sprache er nicht beherrschte. Vor allem aber ist wohl eines hervorzuheben: die Angst, in die Fänge der Gestapo zu geraten. Denn die drohende Auslieferung an die französische Polizei hätte zur damaligen Zeit genau das, die Überstellung an die Nazis, nach sich gezogen – mit der Konsequenz, möglicherweise in eines der östlichen Ghettos deportiert zu werden. Das war für die Juden der Zeit vor Auschwitz eine angsteinflößende Vorstellung: „Am meisten“ fürchteten sie sich, wie es in einem der *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade)* vom 7. April 1940 heißt, „vor der Verschickung ins ‚Judenreservat‘ nach Lublin. Mancher hat schon aus Furcht vor diesem Schicksal Selbstmord begangen.“<sup>11</sup> Und diese Angst war für Benjamin

<sup>11</sup> *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934–1940. Siebter Jahrgang 1940 und Register.* Salzhausen, Frankfurt am Main 1980, S. 259.

## Les déportations en masse des Israélites en Allemagne

(Par téléphone, de notre correspondant particulier)  
Genève, le 16 février.

A la fin de l'année dernière, des transports d'Israélites venant d'Autriche et de Tchécoslovaquie ont déjà eu lieu vers la « réserve » juive, que les autorités nationales-socialistes ont constituée aux environs de Lublin, en Pologne; des déportations analogues ont également commencé dans le territoire même du Reich.

Le correspondant à Berlin de la *Neue Zürcher Zeitung* décrit les méthodes employées. Ces détails, dans leur sécheresse, illustrent la cruauté et le manque d'élémentaire humanité de la part des exécuteurs nazis.

A Stettin, dans la nuit du 12 au 13 février, les appartements d'Israélites ont été occupés, au milieu de la nuit, par des S. S. ou des S. A. Les familles juives furent alors informées qu'elles devaient immédiatement quitter leurs logis et partir pour une destination inconnue. Chaque personne ne put emporter qu'une petite valise. Toute l'installation de l'appartement dut être laissée. En dehors d'une alliance et d'une montre, il était interdit d'emporter de l'argent ou des objets de valeur. Les chefs de famille ont été obligés de signer, avant le départ, une renonciation en règle à tous leurs biens, comptes en banque ou propriétés immobilières.

Les familles Israélites se virent interdire d'emporter des vivres. Tous ceux qui se trouvaient dans l'appartement étaient saisis. Enfin, entre 3 et 4 heures du matin, les S. S. ou S. A. entrèrent ces familles à la gare de Stettin, d'où le train des déportés est parti aux premières heures du matin vers la Pologne orientale. Même les hospitalisés des deux asiles juifs de Stettin, qui comprenaient surtout des vieillards, furent également déportés. Certains durent être transportés à la gare sur des civières.

A Stettin et dans les environs, cette déportation a frappé 1.300 personnes, parmi lesquelles d'anciens combattants de la guerre mondiale. Chacune a reçu une plaque d'identité en carton, suspendue à son cou et portant le nom et le numéro de déportation.

Les déportés supplièrent en vain les autorités nationales-socialistes de leur permettre d'adresser un appel au président Roosevelt.

A Dantzig, à Königsberg et dans d'autres villes de l'Allemagne du Nord, de semblables déportations en masse doivent être organisées.

umso bedrängender, als er noch „Zeuge“ der Verschleppung der Stettiner Juden im Februar 1940 wurde. In der Literatur wird dieses Ereignis als „Generalprobe“<sup>12</sup> zu den 1941 beginnenden Massendeportationen der Juden aus dem so genannten Altreich angesehen. Zu den Opfern gehörten etliche Verwandte der Schoenflies'schen Seite seiner Familie. Und sollte er davon nicht bereits durch persönliche Beziehungen erfahren haben, so musste er doch über diese „Aktion“ gut unterrichtet gewesen sein. Denn das Ereignis ging seinerzeit durch die internationale Presse. Die *Neue Zürcher Zeitung*, der *New Yorker Aufbau* (in dem das weitere Schicksal der Betroffenen ein Dauerthema wurde), die *Amsterdamer Tageszeitung Het Volk*, der dänische *Politiken* sowie die von ihm gelesene Pariser Tageszeitung *Le Temps* (und andere Blätter) berichteten in allen Einzelheiten darüber. Ja, selbst der französische Rundfunk soll darüber zeitnah, am 14. Februar 1940, und offenbar ausführlich informiert haben.<sup>13</sup>

Zwar blieb Benjamin die Erfahrung des Völkermords, die des *Holocausts* im engeren Sinne des Terminus, erspart, mit dem hunderte auch seiner

Verwandten – durch Verhungern, Erschießen, Vergasung, durch Suizid – nein, nicht zu Tode kamen, sondern – ermordet wurden. Aber dessen bedurfte es auch nicht länger, um sich einzugestehen, dass „Hoffnung“ in jenen Zeiten nicht einmal

4 Artikel aus der Tageszeitung *Le Temps* vom 17. Februar 1940

<sup>12</sup> Wolfgang Wilhelmus: Die Lubliner Judenliste. Die erste Deportation deutscher Juden vom 13. Februar 1940 aus dem pommerschen Regierungsbezirk Stettin. In: Die Namensliste der 1940 aus dem Regierungsbezirk Stettin deportierten Juden. Hg. von der Geschichtswerkstatt Rostock e. V. 3 (2009), S. 4.

<sup>13</sup> Das geht aus deutschen Abhörprotokollen des französischen Rundfunks hervor, die von Wilhelmus (vgl. ebd., S. 12, Anm. 39) zitiert werden.

mehr „um der Hoffnungslosen willen [...] gegeben“<sup>14</sup> war. Benjamins Schwester Dora, die dem Genozid entging, fand die vielleicht überzeugendste Erklärung für seinen Selbstmord. Es sei schmerzlich für sie, so schrieb sie 1943 dem politischen Emigranten Karl Otto Thieme, dass sie selbst gerettet, ihr Bruder aber den Nazis zum Opfer gefallen sei. Gleichwohl, so fügte sie dem hinzu, habe dieser „so sensibl[e] Mensc[h]“ glücklicherweise nicht alles am eigenen Leib erfahren müssen. Denn „das, was er von dem Zusammenbruch Frankreichs erlebte – und worunter er schwer litt – war ja nur der Auftakt zu dem viel Grauensvolleren, was später kam“<sup>15</sup>.

## BILDNACHWEIS

Abb. 1 und 3 Hamburger  
Stiftung zur Förderung von  
Wissenschaft und Kultur,  
Akademie der Künste,  
Berlin, Walter Benjamin  
Archiv

Abb. 2 Arolsen Archiv

Abb. 4 Bibliothèque  
nationale de France

<sup>14</sup> Walter Benjamin: Gesammelte Schriften, Bd. I: Abhandlungen. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main 1974, S. 201.

<sup>15</sup> Dora Benjamin an Karl Otto Thieme, 30. Mai 1943. Unveröffentlicht, Archiv Institut für Zeitgeschichte (IfZ), Nachlass K. O. Thieme, Sign.: ED 163, München.

Doris Maja Krüger

## „... vor dem Grabmal in Dachau“

Leo Löwenthals erster Besuch in der Bundesrepublik<sup>1</sup>

Am 1. September 1949, auf den Tag genau zehn Jahre nach dem deutschen Überfall auf Polen, brach der 1900 in Frankfurt am Main geborene und 1934 in die Vereinigten Staaten emigrierte Literatursoziologe Leo Löwenthal zu seiner ersten Reise nach Europa seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf. Neben Frankreich, Schweden, Norwegen, England und

Italien plante er, Deutschland zu besuchen. Bereits eineinhalb Monate zuvor hatte das hessische Kabinett beschlossen, an der Frankfurter Goethe-Universität den Lehrstuhl für Sozialphilosophie, den die Nationalsozialisten 1933 abgeschafft hatten, als Lehrstuhl für Philosophie und Soziologie wieder einzurichten und (erneut) Max Horkheimer auf diesen zu berufen. Löwenthals Aufenthalt in der postnazistischen Bundesrepublik sollte allerdings in keinem unmittelbaren Zusammenhang hierzu stehen – auch wenn er dem Institut für Sozialforschung, dessen Neugründung mit diesem Beschluss eingeleitet worden war, schon seit 1926 als Stipendiat, ab 1930 dann als Mitarbeiter angehört hatte. Vielmehr

unternahm er diese Reise in seiner Funktion als Chief of the Evaluation Division of the *International Broadcasting Service* at the *U.S. Department of State*, wie die offizielle Bezeichnung der Stelle lautete, die er am 30. März 1949 beim



1 Leo Löwenthal  
Anfang der 1950er  
Jahre

<sup>1</sup> Ich bedanke mich herzlich bei Susanne Löwenthal und Peter-Erwin Jansen für die Abdruckgenehmigung bzw. die Genehmigung zur Verwendung und Bearbeitung der Materialien und Dokumente aus dem Leo Löwenthal Archiv im Archivzentrum der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. Zudem danke ich Mathias Jehn für die Abdruckgenehmigung bzw. die Genehmigung zur Verwendung und Bearbeitung der Materialien und Dokumente aus dem Max Horkheimer Archiv, das sich ebenfalls im Archivzentrum der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main befindet.

amerikanischen Radiosender *Voice of America* angetreten hatte. Schon während des Zweiten Weltkrieges hatte er zeitweilig für die amerikanische Regierung gearbeitet: zunächst, ab Januar 1943, als Consultant des *Office of War Information* (OWI), ab Februar 1944 dann für einige Monate als Communications Analyst im *Bureau of Overseas Intelligence*, einer Unterabteilung des OWI.<sup>2</sup> Löwenthals Tätigkeit für *Voice of America* war also die dritte, der er bei einer amerikanischen Regierungsinstitution nachging; ihre Aufnahme bedeutete zugleich das Ende seiner Arbeit für das von Max Horkheimer geleitete Institut. Auch wenn Löwenthal im Rahmen seiner Europareise mit dem Rektor der Goethe-Universität Franz Böhm zusammenkommen sollte, stand sie primär im Zeichen seines Dienstes für die amerikanische Regierung zu Beginn des Kalten Krieges. Entsprechend übernahm das *State Department* sämtliche Kosten; zudem kündigte der amerikanische Außenminister Dean Acheson Löwenthals einmonatigen Aufenthalt auf dem alten Kontinent nicht nur dem amerikanischen Generalkonsulat in Frankfurt an, sondern auch dem in München.<sup>3</sup> In Löwenthals Erinnerungen an diese Reise allerdings, insbesondere an die Tage in München, tritt seine Erfahrung des Holocaust so offen zutage wie vielleicht nirgends sonst.

So berichtete er in dem autobiografischen Gespräch *Mitmachen wollte ich nie*, das der Herausgeber seiner *Schriften* Helmut Dubiel mit ihm Ende der 1970er Jahre führte, davon, wie über ihn auf dem Weg von Italien nach München „Wut“ und „Trauer“ aufgrund der von den Nazis begangenen Verbrechen hereingebrochen waren und wie er beim Anblick der „österreichische[n] Bombenruinen“ seine Mitreisenden hatte

<sup>2</sup> Ebenso wie das *Office of Strategic Service* (OSS) war das *Office of War Information* (OWI) im Juni 1942 aus dem *Office of the Coordinator of Information* (COI), dem ersten zentralen Geheimdienst Amerikas, hervorgegangen. Während das OSS kriegsrelevante Informationen sammeln und analysieren sowie Special Operations planen und durchführen sollte, bestand die Aufgabe des OWI vor allem darin, Informationen über den Krieg aufzubereiten und zu verbreiten. Vgl. Doris Maja Krüger: *Institutsarbeit und War Effort. Leo Löwenthal in New York und Washington, 1934–1949*. In: Max Beck, Nicholas Coomann (Hg.): *Historische Erfahrung und begriffliche Transformation. Deutschsprachige Philosophie im Exil in den USA 1933–1945*. Wien 2018, S. 193 f.

<sup>3</sup> Vgl. Dean Acheson: *Tour of Mr. Leo Lowenthal [Outgoing Airgram]* 31. August 1949. In: *The National Archives at College Park, Maryland*, RG 59, General Records of the Department of State. Decimal File Name Index (1945–1949), Box 279: Lowe, Pardee – Lucas, Scott W., 811.42700 (R)/8–3149.

wissen lassen, dies sei „Nicht genug, nicht genug“. Noch überaus präsent war ihm auch sein Impuls, angesichts der „lauten, feisten Saufbrüder“ auf dem Münchener Oktoberfest umgehend in die Vereinigten Staaten zurückkehren zu wollen: „Die ganze Scheiße fing wieder an.“<sup>4</sup> Vor allem aber, und das wird in der marginalen Rezeption, die seine Reise ohnehin nur erfährt, zumeist noch übersehen,<sup>5</sup> erinnerte er sich an seinen Besuch in Dachau: Gemeinsam mit anderen Mitarbeitern des *State Department* hatte er die frühe Gedenkstätte am ehemaligen Krematoriumsbereich des Konzentrationslagers besichtigt, die im November 1945 von polnischen Überlebenden anlässlich der Dachauer Prozesse eingerichtet worden war.<sup>6</sup> Während Löwenthal „völlig verstört“ an den zu Gräbern umgestalteten Aschegruben neben dem sogenannten neuen Krematorium entlang ging, setzte einer seiner Kollegen die Kamera an, um ein Foto von ihm zu machen. Für Löwenthal war das zu viel: „Der Gedanke, daß ich, ein ohne alle Verdienste überlebender Jude, vor dem Grabmal in Dachau stand und mich sozusagen zum Spaß fotografieren ließ, war mehr, als ich ertragen konnte.“<sup>7</sup>

In der Vehemenz, mit der Löwenthal auf das Vorhaben seines Kollegen reagierte, einschließlich der Zeit, die es dauerte, bis er sich von diesem Ereignis erholt hatte, verschaffte sich eine Erfahrung Geltung, die allein mit Verweis auf seine Analyse der ersten Berichte von KZ-Überlebenden, die er am 23. März 1945 an der New Yorker Columbia University präsentiert und Anfang 1946 im *Commentary* publiziert hatte, nicht verstanden werden kann. Vielmehr fand am Ort der Vernichtung, in Dachau, eruptiv das Bewusstsein Ausdruck, nur zufällig „der Regelmäßigkeit der Vernichtung für die her-

<sup>4</sup> Leo Löwenthal: Mitmachen wollte ich nie. Ein autobiographisches Gespräch mit Helmut Dubiel. Frankfurt am Main 1980, S. 138.

<sup>5</sup> So bricht beispielsweise das Textstück, das im Abschnitt „Hass“ Wolfgang Pohrts „*Playback*. Der Zweite Weltkrieg als erste Runde im Kampf um die Wiedervereinigung“ vorangestellt ist, unmittelbar nach Löwenthals Schilderung seiner Erlebnisse im Zug nach München und auf dem Oktoberfest und damit just vor der Erinnerung an seinen Besuch in Dachau ab. Vgl. Norbert Seitz (Hg.): Die Unfähigkeit zu feiern. Der achte Mai. Frankfurt am Main 1985, S. 74f.

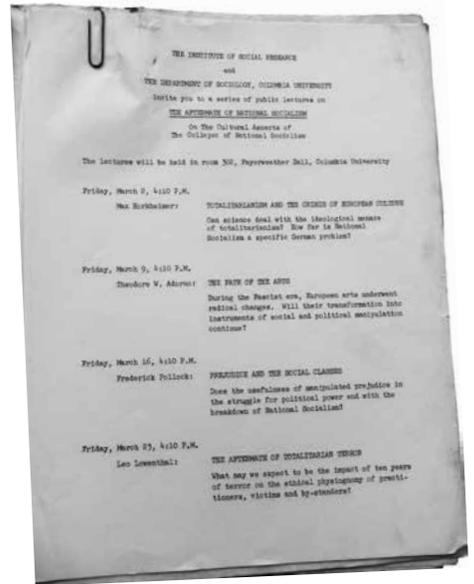
<sup>6</sup> Vgl. Harold Marcuse: *Nazi Crimes and Identity in West Germany. Collective Memories of The Dachau Concentration Camp, 1945–1990*. Ann Arbor 1992, S. 275 f; Detlef Hoffmann: Dachau. In: Ders. (Hg.): *Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945–1995*. Frankfurt am Main, New York 1998, S. 56.

<sup>7</sup> Löwenthal: Mitmachen (wie Anm. 4), S. 139.

kunstmäßig Stigmatisierten“<sup>8</sup> entronnen zu sein. Schon in seiner Reaktion auf die ablehnende Haltung des Herausgebers des *American Journal of Sociology*, dem das Manuskript des Vortrages, den er unter dem Titel *The Aftermath of Totalitarian Terror* im Rahmen der vom Institut für Sozialforschung organisierten Vortragsreihe *The Aftermath of National Socialism* gehalten hatte, zunächst zur Publikation angeboten worden war und der es nicht als veröffentlichungswürdig erachtet hatte, „weil die empirische Datenbasis zu schmal sei“<sup>9</sup>, war dieses aufgeblitzt: Löwenthal hatte sich bei ihm dafür entschuldigt, nicht selbst im Konzentrationslager gewesen zu sein, um das Material vor Ort zu erheben.

Zuletzt gehört, zuletzt gesehen

Dieses Gefühl der Überlebensschuld hatte auch ein ganz persönliches Moment: Schon in dem *Personal History Statement*, mit dem sich Löwenthal im Oktober 1943 beim *Office of Strategic Service* (OSS) beworben hatte, hatte er vermerkt, nichts über den Verbleib von Joel Löwenthal, dem jüngsten der acht Geschwister seines Vaters Victor, zu wissen: „perhaps deceased; last heard 1941“.<sup>10</sup> Und in der Tat: Leo Löwenthals Onkel Joel war zu dem Zeitpunkt, als Leo Löwenthal den ausgefüllten Fragebogen nach Washington schickte, bereits ermordet worden. Zusammen mit seiner Frau Recha (geborene Schwabacher), seinen beiden älteren Schwestern Recha und Estella sowie seiner Nichte Anna, der jüngsten Tochter seines 1899 verstorbenen Bruders Leo, nach dem Leo Löwenthal benannt worden war, war er am 15. September 1942 von Frank-



2 Programm der Vortragsreihe „The Aftermath of National Socialism“ des Instituts für Sozialforschung an der Columbia University New York im Frühjahr 1945

<sup>8</sup> Dan Diner: Nationalsozialismus und Stalinismus. Über Gedächtnis, Willkür, Arbeit und Tod. In: Ders. (Hg.): Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis. Berlin 1995, S. 68.

<sup>9</sup> Löwenthal: Mitmachen (wie Anm. 4), S. 192.

<sup>10</sup> Personal History Statement. In: Leo Löwenthal Archiv im Archivzentrum der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main (LLA), A967, Bl. 6–11. Vgl. Leo Löwenthal an Max Horkheimer, 4. Oktober 1943. In: Max Horkheimer Archiv im Archivzentrum der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main (MHA) VI 16.254.

furt nach Theresienstadt deportiert worden.<sup>11</sup> Die drei jüngsten Geschwister Victor Löwenthals sollten Theresienstadt nicht überleben; Anna Löwenthal wurde am 23. Januar 1943 von Theresienstadt nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.<sup>12</sup> Einzig Joel Löwenthals Frau Recha überlebte den Holocaust; sie gehörte zu den jüdischen Häftlingen Theresienstadts, die am 5. Februar 1945 nach St. Gallen gerettet werden konnten, und emigrierte später in die Vereinigten Staaten.<sup>13</sup>

Leo Löwenthals Tante Sarah Sänger (geborene Löwenthal) hingegen konnte zusammen mit ihrem Mann Leon 1933 zunächst nach Belgien, 1941 dann nach Frankreich fliehen. Während sie dort die deutsche Besatzung überlebte, starb er im November 1943 in Vic-Fezensac.<sup>14</sup> Ihr Sohn wiederum, der Herausgeber der *Bibliographie des jüdischen Buches* Joel Sänger, wurde am 18. Mai 1943 zusammen mit seiner Frau Henny (geborene Katz) und ihren vier Kindern Fanny, Ruth, Walter und Hannah von Berlin nach Theresienstadt deportiert.<sup>15</sup> Joel Sänger und sein Sohn Walter wurden von dort aus am 29. September 1944 weiter nach Auschwitz verschleppt, Henny Sänger und ihre beiden Töchter Ruth und Hannah zwei Wochen später, am 12. Oktober 1944; Fanny Sänger war zu diesem Zeitpunkt bereits ermordet worden.<sup>16</sup> Raphael Sänger wieder-

<sup>11</sup> Vgl. Yad Vashem: Transport XII/3, Train Da 515 from Frankfurt am Main, Frankfurt a. Main (Wiesbaden), Hesse-Nassau, Germany to Theresienstadt, Ghetto, Czechoslovakia on 15/09/1942. Auf: <https://deportation.yadvashem.org/index.html?language=en&itemId=5092431>.

<sup>12</sup> Vgl. Institut Terezínské Iniciativy (ITI): Todesfallanzeige Recha Löwenthal. Auf: <https://www.holocaust.cz/en/database-of-digitised-documents/document/87774-1-wenthal-recha-death-certificate-ghetto-terezin/>; ITI: Todesfallanzeige Estella Löwenthal. Auf: <https://www.holocaust.cz/en/database-of-digitised-documents/document/87112/>; ITI: Todesfallanzeige Joel Löwenthal. Auf: <https://www.holocaust.cz/en/database-of-digitised-documents/document/93477/>; Yad Vashem: Gedenkblatt Anna Löwenthal. Auf: <https://yvng.yadvashem.org/nameDetails.html?language=en&itemId=992598&ind=1>.

<sup>13</sup> Vgl. United States Holocaust Memorial Museum: Theresienstadt Survivors Sent to Canton St. Gallen. Auf: [https://www.ushmm.org/online/hsv/person\\_view.php?PersonId=3319885](https://www.ushmm.org/online/hsv/person_view.php?PersonId=3319885); Yad Vashem: Gedenkblatt Joel Löwenthal. Auf: <https://yvng.yadvashem.org/nameDetails.html?language=en&itemId=3566091&ind=3>

<sup>14</sup> Vgl. Ernest Wolf: Wolf Family Chronicle (Fourth Edition). St. Louis 2000, S. 24f.

<sup>15</sup> Vgl. Yad Vashem: Transport I/93 from Berlin, Berlin (Berlin), City of Berlin, Germany to Theresienstadt, Ghetto, Czechoslovakia on 18/05/1943. Auf: <https://deportation.yadvashem.org/index.html?language=en&itemId=5093078>.

<sup>16</sup> Vgl. ITI: Transport El, 29.09.1944 to Auschwitz. Auf: <https://www.holocaust.cz/de/transport/52/>; ITI: Transport Eq, 12.10.1944 to Ausch-

rum, dem ältesten Sohn von Joel und Henny Sänger, war es zunächst gelungen, zu seiner Großmutter Sarah nach Belgien zu fliehen. Nachdem die Deutschen Belgien besetzt hatten, wurde er dort jedoch aufgegriffen, als ausländischer Jude in Mechelen (Malines) interniert und schließlich am 8. September 1942 nach Cosel deportiert.<sup>17</sup> Keiner aus der Familie von Leo Löwenthals Cousin Joel sollte den Holocaust überleben.

Neben Leo Löwenthals gleichnamigem Onkel waren drei weitere Geschwister seines Vaters schon vor der Machtübertragung auf die Nationalsozialisten verstorben: Siegfried, David und Johanna Löwenthal. Den beiden Kindern von Siegfried Löwenthal, Bessi und Erich, wie auch den zwei Söhnen David Löwenthals, dem ebenfalls nach dem verstorbenen ältesten Bruder benannten Leo, der seinen Namen später in Arieh Ben-David hebraisieren würde,<sup>18</sup> sowie dessen Bruder Walter (später Menachem Lavie) gelang es, sich dem Zugriff der Nazis zu entziehen; noch in den 1930er Jahren emigrierten sie nach Palästina.<sup>19</sup> Dennoch sollte Leo Löwenthal die drei Cousins und die Cousine, mit denen er in seiner Kindheit und Jugend viel Zeit verbracht hatte, nach 1933 nicht wiedersehen; sie starben, bevor es ihm gelang, nach Israel zu reisen. Insbesondere den Tod von Arieh Ben-David, dem einzigen Verwandten, mit dem er nach 1945 noch in engem Kontakt gestanden und sich in jährlichen Rosch ha-Schana-Briefen über die Ereignisse der letzten zwölf Monate ausgetauscht hatte, empfand er als „profound loss“<sup>20</sup>; er hatte gehofft, ihn einmal im Kreise seiner Familie in Israel besuchen zu können.

Der zweite Verwandte, den Löwenthal in seinem *Personal History Statement* dem OSS gegenüber erwähnte, Alfons Blum, war ebenfalls zu diesem Zeitpunkt bereits ermordet worden. Der Mann seiner Tante mütterlicherseits, bei dem er

witz. Auf: <https://www.holocaust.cz/de/transport/57>; ITI: Todesfallanzeige Fanny Sänger. <https://www.holocaust.cz/de/datenbank-der-digitalisierten-dokumenten/dokument/96877/>.

<sup>17</sup> Vgl. Yad Vashem: Gedenkblatt Raphael Sänger. Auf: <https://yvng.yadvashem.org/nameDetails.html?language=en&itemId=4342905&ind=1>; Gedenkbuch des Bundesarchivs für die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Deutschland 1933–1945 (Gedenkbuch): Raphael Sänger. Auf: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de958774>.

<sup>18</sup> Vgl. den mit „Arieh (alias Leo Loewenthal) Das war einmal“ gezeichneten Brief von Arieh Ben-David an Leo Löwenthal, 23. Februar 1960. In: LLA, A63, Bl. 83.

<sup>19</sup> Vgl. Wolf: Family Chronicle (wie Anm. 14), S. 24 f.

<sup>20</sup> Leo Löwenthal an Miriam Ben-David, 14. Januar 1980. In: LLA, A63, Bl. 33.

während seines Studiums in Heidelberg 1920/21 zeitweise gewohnt hatte, war zusammen mit seiner Frau Emma (geborene Bing) am 22. Oktober 1940 von Heidelberg nach Gurs und dann am 12. August 1942 nach Auschwitz deportiert worden.<sup>21</sup> Zumindest von der Deportation nach Gurs wusste Löwenthal bereits im Oktober 1943; er notierte: „Concentration Camp Gurs (France) doubtful whether still alive; last heard 1940“<sup>22</sup>.

Doch nicht nur von seiner nahen Verwandtschaft, auch von Freunden wie Eva G. Reichmann-Jungmann hatte er im Oktober 1943 lange nichts mehr gehört. Zwar war es ihr zusammen mit ihrem Mann Hans Reichmann noch im April 1939 gelungen, das nationalsozialistische Deutschland zu verlassen; bis Leo Löwenthal jedoch davon erfuhr, sollten viereinhalb Jahre voller Sorge und Ungewissheit vergehen. Erst Anfang November 1943 konnte er einer Anzeige in der deutschsprachigen jüdischen Emigrantenzeitung *Aufbau* entnehmen, dass sie in England hatte Zuflucht finden können. Seine Freude hierüber hatte allerdings einen bitteren Beigeschmack: Die Anzeige war anlässlich des ersten Todestages der Mutter seiner Heidelberger Studienfreundin erschienen; sie informierte ihn darüber, dass Agnes Jungmann in Theresienstadt ermordet worden war.<sup>23</sup>

## Das Elend der Geretteten

Leo Löwenthals Eltern Rosy (geborene Bing) und Victor Löwenthal hingegen sollte es im letzten Moment gelingen, den nationalsozialistischen Einflussbereich zu verlassen – zusammen mit etwa 1200 Passagieren auf der *Navemar*, einem Frachter, der gerade einmal über 15 Kabinen verfügte und der in einem derart desolaten Zustand war, dass ihm die spanische Hafenbehörde in Cádiz mangels Seetüchtigkeit die Abfahrt verweigert hatte. Statt wie ursprünglich geplant am 20. Juli 1941 in See zu stechen, sollte das Schiff erst zweieinhalb Wochen später, am 7. August, und zudem in Sevilla, einer Stadt

<sup>21</sup> Vgl. Gedenkbuch: Alfons Blum. Auf: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de844362>; Gedenkbuch: Emma Agathe Blum. Auf: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de844506>.

<sup>22</sup> Personal History Statement (wie Anm. 10).

<sup>23</sup> Vgl. Leo Löwenthal an Eva G. Reichmann-Jungmann, 12. November 1943. In: LLA, A710, Bl. 1; Traueranzeige für Agnes Jungmann. In: *Aufbau* (5. November 1943), S. 19.

am Guadalquivir, in der die Flusstauglichkeit zur Erteilung der Abfahrtsgenehmigung genügte, seine Anker lichten. Schon auf dem kurzen Weg nach Lissabon war das Trinkwasser ausgegangen. In der portugiesischen Hauptstadt hatte man eigentlich einen Zwischenstopp eingelegt, damit der amerikanische Konsul etwa 250 Visen, die wie die von Rosy und Victor



Löwenthal abzulaufen drohten, bevor die Navemar die Vereinigten Staaten erreichen würde, erneuern konnte. Nun versuchten Hilfsorganisationen während des achttägigen Lissabon-Aufenthaltes auch, möglichst große Nahrungsmittel- und Trinkwasservorräte anzulegen und die Bedingungen an Bord zu verbessern. Es sollte ihnen jedoch nur bedingt gelingen: Auch während der vierwöchigen Überfahrt nach New York waren die Verpflegungsmöglichkeiten „technisch unzulänglich“. Zudem ließ sich weder an den sanitären Einrichtungen noch an den Unterbringungsmöglichkeiten etwas ändern, diese blieben „völlig unzulänglich“ und „äusserst primitiv“.<sup>24</sup>

Leo Löwenthal wusste das: Nicht nur hatte er im *Aufbau* und in anderen Zeitungen „grauenvolle Nachrichten über das Boot“<sup>25</sup> gelesen, auch seine Mutter Rosy hatte ihm vom Schiff aus über die dortigen Zustände geschrieben. Er war in großer Sorge, sein 76-jähriger Vater könnte die Überfahrt nicht überleben.<sup>26</sup> Zugleich ahnte er, dass es Schlimmeres zu fürchten gab als den Tod: „Die Aussicht, auf der Reise nach Amerika zu sterben, hat [...] etwas unendlich Humaneres an sich als die Aussicht auf Gurs.“<sup>27</sup> Nachdem Anfang Mai 1941 der Emigrationsversuch seiner Eltern aufgrund fehlender portugiesischer Visen gescheitert war und sie, so seine Befürchtung, in Frankfurt ohne Wohnung, Mobiliar und Geld festsäßen, sah er in dem „spanischen Dreckschiff“ ihre „letzte Chance, aus

3 Das Flüchtlings-schiff Navemar

<sup>24</sup> Die „Navemare“ unterwegs. In: *Aufbau* (22. August 1941), S. 5; Vgl. Der Fall „Navemar“. Wie lange noch Wucher mit Schiffskarten? Ueberfüllte teure und billige leere Schiffe. In: *Aufbau* (5. September 1941), S. 1 f.

<sup>25</sup> Leo Löwenthal an Max Horkheimer, 3. September 1941. In: MHA VI 13.360–362.

<sup>26</sup> Vgl. Leo Löwenthal an Max Horkheimer, 27. August 1941. In: MHA VI 13.390–394.

<sup>27</sup> Leo Löwenthal an Max Horkheimer, 23. April 1941. In: MHA VI 13.247–251.



4 Bericht im *Aufbau* über die Zustände auf der Navemar, 12. September 1941

Deutschland zu entkommen“.<sup>28</sup> Und sie sollten entkommen. Nach einem zusätzlichen dreitägigen Aufenthalt auf Ellis Island, den die amerikanischen Behörden aufgrund der erhöhten Temperatur seiner Mutter angeordnet hatten, konnte er die beiden am 15. September 1941 in seine Arme schließen. Der Anblick seines Vaters dürfte ihn allerdings erschüttert haben: „äusserlich völlig zusammengefallen, kann kaum noch laufen, hat schwere Gedächtnisstörungen und ist von permanenten Durchfällen völlig entkräftet.“<sup>29</sup> Dennoch war er von dessen Zähigkeit beeindruckt: Gleich nachdem ihm sein Vater erklärt hatte, dass es ihm während der Überfahrt gut ergangen sei, er habe nachts schlafen können und sich sonst um nichts gekümmert, erkundigte er sich, woran sein Sohn gerade arbeitete und wie es Horkheimer ging. Victor Löwenthal sollte we-

<sup>28</sup> Leo Löwenthal an Max Horkheimer, 25. Juni 1941. In: MHA VI 13.23–27. Vgl. Leo Löwenthal an Max Horkheimer, 9. Mai 1941. In: Leo Löwenthal: *Judaica. Vorträge. Briefe (Schriften. Bd. 4)*, Frankfurt am Main 1984, S. 219f.; Leo Löwenthal an Herbert Marcuse, 9. Mai 1941. In: Peter-Erwin Jansen (Hg.): *Über Herbert den Greisen und Leo den Weisen. Aufsätze. Mit Briefen von Herbert Marcuse und Leo Löwenthal sowie einer Einleitung von Martin Jay*. Springe 2021, S. 149f.

<sup>29</sup> Leo Löwenthal an Max Horkheimer, 16. September 1941. In: MHA VI 13.316–321.

nige Monate später, am 14. Juni 1942, sterben – anders jedoch als Agnes Jungmann nicht als „Opfer der Verschleppung nach Terezin“<sup>30</sup>, sondern „sanft entschlafen[d]“<sup>31</sup> in New York.

Die Navemar wiederum war Löwenthal zum „Miniaturbild des Elends der Geretteten“ geworden – und sie verwies für ihn auf die Situation derjenigen, „die noch nicht einmal die Möglichkeit haben, sich solcher niederträchtigen Werkzeuge der Rettung zu bedienen.“<sup>32</sup> Es war diese ganz persönliche Erfahrung des Holocaust, die es für ihn unerträglich machte, in Dachau fotografiert zu werden. Er wusste, dass auch für ihn die Vernichtung vorgesehen war; noch Ende der 1980er Jahre träumte er jede Nacht von seiner eigenen Deportation: „Mich mit Deportierten in einem Güterwagen befindend – Richtung Auschwitz.“<sup>33</sup>

## BILDNACHWEIS

Abb. 1 und 2 Universitätsarchiv Frankfurt am Main, Archivzentrum, Na 4  
Nachlass Leo Löwenthal  
Abb. 3 und 4 Leo Baeck  
Institute, New York

<sup>30</sup> Traueranzeige für Agnes Jungmann (wie Anm. 23).

<sup>31</sup> Traueranzeige für Victor Löwenthal. In: Aufbau (19. Juni 1942), S. 24.

<sup>32</sup> Leo Löwenthal an Max Horkheimer, 29. August 1941. In: MHA VI 13.380–382.

<sup>33</sup> Zit. nach: Dan Diner: Vorwort des Herausgebers. In: Ders. (Hg.): Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz. Frankfurt am Main 1988, S. 9.

Peter-Erwin Jansen

## Weises Schweigen? Stummes Schweigen? Herbert Marcuse und der Holocaust<sup>1</sup>

Während des Zweiten Weltkriegs verfasste der Sozialphilosoph Herbert Marcuse als Emigrant in den USA ausführliche Texte zum Nationalsozialismus für das Office of Strategic Services (OSS), den militärischen Nachrichtendienst. Dabei stellte er, teilweise zusammen mit dem ebenfalls emigrierten Politikwissenschaftler Franz Neumann, Analysen zur Ideologie der Nazis und zur Veränderung der „deutschen Mentalität“ im NS-Staat.<sup>2</sup> Doch die Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden bleibt in den Analysen Marcuses eine bemerkenswerte Leerstelle. Zwar wurden in der jüngeren Forschung einige Versuche unternommen, die wenigen Anmerkungen Marcuses zu Auschwitz und zum Holocaust mit seinen Arbeiten der Nachkriegsjahre in Verbindung zu bringen.<sup>3</sup> Doch Marcuse, darauf weist Detlev Claussen hin, hat in seinem Werk so gut wie nie den Begriff „Holocaust“ verwendet, der ja erst durch die TV-Serie *Holocaust* von 1978 weitere Verbreitung fand. Es stellt sich daher auch weiterhin die Frage, inwieweit sich in Herbert Marcuses Arbeiten jenseits der Verwendung bestimmter Termini eine explizite, zumindest aber implizite Beschäftigung mit der Vernichtung der europäischen Juden nachweisen lässt. Dieser Frage wird im vorliegenden Aufsatz nachgegangen.

In seiner nach wie vor unveröffentlichten Magisterarbeit hat der Historiker Tim B. Müller vermutet, dass Marcuse in

<sup>1</sup> *Mein Dank gilt Detlev Claussen, der mich mit zahlreichen Hinweisen unterstützte.*

<sup>2</sup> Siehe dazu Herbert Marcuse: Feindanalysen. Über die Deutschen. Nachgelassene Schriften, Bd. 5. Hg. von Peter-Erwin Jansen. Springe 2007.

<sup>3</sup> Zvi Tauber: Herbert Marcuse. Auschwitz und My Lai? In: Dan Diner (Hg.): Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz. Frankfurt am Main 1988, S. 88–99; Tim B. Müller: Herbert Marcuse, die Frankfurter Schule und der Holocaust: Ein Beitrag zur zeitgenössischen Wahrnehmung der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik. Unveröffentlichte Magisterarbeit Heidelberg 2004, S. 59–112; sowie Ders.: Bearing Witness to the Liquidation of Western Dasein. Herbert Marcuse and the Holocaust, 1941–1948. In: *New German Critique* 85 (2002), S. 133–164.

Folge seiner persönlichen Erfahrung als Flüchtling und infolge der Erlebnisse seiner Familie traumatisiert war und deshalb nicht explizit über die Verbrechen sprach. Zugleich betont er jedoch, dass Marcuses Sprachlosigkeit nicht mit Schweigen zu verwechseln ist: „Sollte [Marcuse] also traumatisiert gewesen sein, so verharrte er nicht in Sprachlosigkeit, sondern er rang darum, sein Trauma durchzuarbeiten.“<sup>4</sup> Müller will zeigen, inwiefern die Vernichtung der europäischen Juden implizit ein bedeutender Bezugspunkt für Marcuses Denken blieb, ohne explizit das, was als Holocaust dann in der historischen Aufarbeitung der NS-Verbrechen seinen Niederschlag fand, zu thematisieren.

Auch der israelische Philosoph Zvi Tauber schreibt in einem immer noch lesenswerten Aufsatz aus dem Jahr 1988, bei Marcuse finde sich so gut wie keine „Deutung der Massenvernichtung von Auschwitz“ und er habe sich „zum Problem der Massenvernichtung, zu Auschwitz, nicht spezifisch geäußert“.<sup>5</sup> Er habe „keine Erklärung des industriellen Massenmordes hinterlassen, keine Antwort auf die Frage nach dem Logos von Auschwitz, vor allem keine Deutung der universellen Bedeutung der Vernichtung der europäischen Juden“.<sup>6</sup> Dennoch tauche in Marcuses Werk gelegentlich Auschwitz als Bezugspunkt auf, wengleich in einem eher abstrakten Sinne. Im „Political Preface“ zu seinem 1966 erschienenen Werk *Eros and Civilization*<sup>7</sup> etwa stellt Marcuse den Holocaust und die Mordexzesse im Vietnamkrieg, das Vernichtungslager Auschwitz und das Massaker in My Lai in ein Verhältnis zueinander:



1 Herbert Marcuse mit Sophie, ca. 1937

<sup>4</sup> Müller: Herbert Marcuse (wie Anm. 3), S. 108. An einer Stelle bezieht sich Müller auf Barry Katz, der in seiner Arbeit schreibt, dass Marcuses Verwandte in Theresienstadt ermordet wurden (vgl. ebd., S. 107, Anm. 380).

<sup>5</sup> Tauber: Herbert Marcuse (wie Anm. 1), S. 94.

<sup>6</sup> Ebd., S. 90.

<sup>7</sup> Herbert Marcuse: *Eros and Civilization*. Boston 1966, S. XI–XXV.

Und doch gibt es Fotografien, die eine Reihe von halb-nackten Leichen zeigen, die für die Besucher in Vietnam ausgelegt wurden: Sie ähneln in allen Details den Bildern der Leichen von Auschwitz und Buchenwald, all der ausgemergelten Körper. Nichts und niemand kann jemals diese Taten hinter sich lassen, auch nicht das Schuldgefühl, das zu weiteren Aggressionen führt.<sup>8</sup>

Wenn Marcuse Auschwitz in einem Atemzug mit dem Massaker von My Lai nannte, sei es ihm darum gegangen, so Tauber, ein weiterhin existierendes Gewaltpotential in den westlichen Nachkriegsgesellschaften herauszuarbeiten, besonders in den USA, die er damals als einen „Präventiv-Faschismus“, als einen „higher stage of fascism“ bezeichnete. Eine Gleichsetzung der beiden Verbrechen ist dies nicht, vielmehr glaubte Marcuse, aus der Nazibarbarei die richtigen Konsequenzen für die Gegenwart zu ziehen.

### Briefe an Heidegger

Verwendete Marcuse „Auschwitz“ in seinem „Political Preface“ gewissermaßen als universellen Namen für moderne Massenverbrechen, so zeigt sich besonders in seinem Briefwechsel mit Martin Heidegger aus den Jahren 1947/1948, dass er sich der Präzedenzlosigkeit der Verbrechen der Nationalsozialisten dennoch sehr bewusst war. In den Briefen an Heidegger ist Marcuses Position zur Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden klar und unmissverständlich.

Im Frühjahr 1947 besuchte Herbert Marcuse erstmals das zerstörte Berlin. Er schrieb an seinen Sohn Peter, der im März 2022 im Alter von 93 Jahren in Santa Barbara verstarb:

The strange thing is that I was neither shocked nor depressed at the sight of the city and its people. [...]. This whole gigantic mess is terribly quiet, the quietest city I have ever seen. There is hardly any traffic, people sneak along the ruins, loaded with bags and cartons and briefcases. Long lines before the movies and the food distributions. However, I had no feeling of pity or shame [...].<sup>9</sup>

<sup>8</sup> Vgl. Herbert Marcuse: Political Preface. In: Ders.: Towards a Critical Theory of Society. Collected Papers, Bd. 2. Hg. von Douglas Kellner. London 2001, S. 102. (Übersetzung durch die Redaktion.)

<sup>9</sup> Unveröffentlichter Brief von Herbert Marcuse an Peter Marcuse, 14. April 1947. Marcuse-Archiv ohne Signatur.

Während seines Deutschlandbesuchs traf er auch mit Martin Heidegger in Todtnauberg zusammen. Nach dieser Begegnung schickte er ihm zwei Briefe. Vier Monate nach dem Besuch schrieb Marcuse an Heidegger:

Ich – und sehr viele andere – haben Sie als Philosoph verehrt und unendlich viel von Ihnen gelernt. Aber wir können die Trennung zwischen dem Philosophen und dem Menschen Heidegger nicht machen – sie widerspricht Ihrer eigenen Philosophie. Ein Philosoph kann sich im Politischen täuschen – dann wird er seinen Irrtum offen darlegen. Aber er kann sich nicht täuschen über ein Regime, das Millionen von Juden umgebracht hat – bloß weil sie Juden waren –, das den Terror zum Normalzustand gemacht hat und alles, was je wirklich mit dem Begriff Geist und Freiheit und Wahrheit verbunden war, in sein blutiges Gegenteil verkehrt hat.<sup>10</sup>



2 Martin Heidegger als Rektor der Freiburger Universität mit Parteiabzeichen, 1934

Heidegger reagierte verschnupft. Zu Marcuses Ausführungen habe er lediglich hinzuzufügen,

dass statt „Juden“ „Ostdeutsche“ zu stehen hat und [der Vorwurf] dann genauso gilt für einen der Alliierten, mit dem Unterschied, dass alles, was seit 1945 geschieht, der Weltöffentlichkeit bekannt ist, während der blutige Terror der Nazis vor dem deutschen Volk tatsächlich geheimgehalten worden ist.<sup>11</sup>

Nach monatelangem Zögern nahm Marcuse in seiner Antwort dezidiert auf diese Äußerungen Heideggers Bezug und entgegnete:

Sie schreiben, dass alles, was ich über die Ausrottung der Juden sagte, genauso für die Alliierten gilt, wenn statt

<sup>10</sup> Herbert Marcuse an Martin Heidegger, 28. August 1947. In: Peter-Erwin Jansen (Hg.): Befreiung denken – ein politischer Imperativ. Ein Materialienband zu Herbert Marcuse. Offenbach 1990, S. 135.

<sup>11</sup> Martin Heidegger an Herbert Marcuse, 20. Januar 1948. In: Ebd. (wie Anm. 10), S. 137.

„Juden“ „Ostdeutsche“ steht. Stehen Sie nicht mit diesem Satz außerhalb der Dimensionen, in der überhaupt noch ein Gespräch zwischen Menschen möglich ist – außerhalb des Logos? Denn nur völlig außerhalb dieser „logischen“ Dimension ist es möglich, ein Verbrechen dadurch zu erklären, auszugleichen, zu „begreifen“, dass Andere so etwas ja auch getan hätten. Mehr: wie ist es möglich, die Folterung, Verstümmelung und Vernichtung von Millionen Menschen auf eine Stufe zu stellen mit einer zwangsweisen Verpflanzung von Volksgruppen, bei der keine dieser Untaten vorgekommen ist (vielleicht von einigen Ausnahmefällen abgesehen)?<sup>12</sup>

Marcuse prangerte Heideggers Versuch an, den Massenmord zu relativieren, indem er mit dem Finger auf die vermeintlichen oder tatsächlichen Untaten der Alliierten zeigte. Anders als bei seinem eigenen Auschwitz-My Lai-Vergleich zwanzig Jahre später insistierte Marcuse in seiner Auseinandersetzung mit Heidegger, der sich so für den Nationalsozialismus begeistert und engagiert hatte, auf dem spezifischen Charakter des Holocaust.

### Familienmitglieder Marcuses – ermordet in Treblinka

Er wusste sehr genau, wovon er da sprach. Marcuses Eltern Carl und Gertrud Marcuse sowie seinem Bruder Erich gelang es erst im März 1939, nach London zu emigrieren, sie erlebten also die antisemitische Radikalisierung in Deutschland am eigenen Leib mit.<sup>13</sup> Viele andere Familienmitglieder fielen dem Holocaust zum Opfer. Der in Santa Barbara lehrende Historiker Harold Marcuse, der Enkel Herbert Marcuses, hat vor Kurzem in einem Stammbaum, den er auf der Basis von Dokumenten aus dem Familiennachlass zusammengestellt hat, erfasst, in welchem Ausmaß die erweiterte Familie Marcuses Opfer des Naziregimes wurde. Seine Tanten Josefine Leon und Johanne Solmirsitz wurden im September 1942 in Treblinka ermordet, seine Tante Hedwig Demuth im Dezember 1942 in Theresienstadt. Auch sein Cousin Martin Neufeld wurde im Mai 1943 in Theresienstadt getötet, dessen Frau Regina 1944

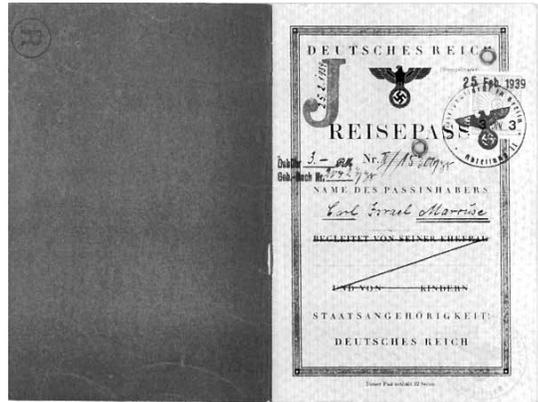
<sup>12</sup> Herbert Marcuse an Martin Heidegger, 13. Mai 1948. In: Ebd. (wie Anm. 10), S. 138 f.

<sup>13</sup> Vgl. Müller: Herbert Marcuse (wie Anm. 2), S. 110.

in Auschwitz vergast. Marcuses Cousin Hans Hermann Marcuse schließlich starb im Jahr 1944 in Groß-Rosen.

Über all diese Angehörigen hat Marcuse nach 1945 nie öffentlich gesprochen, obwohl wenig Zweifel daran besteht, dass er um ihr Schicksal wusste. Besonders ein Dokument aus dem Nachlass, das sich im Herbert-Marcuse-Archiv in Frankfurt befindet, gibt minutiös Auskunft über den Holocaust. Dabei handelt es sich um einen 57 Seiten umfassenden Bericht von Marcuses Vetter Fritz Joseph, der seine Odyssee durch die verschiedenen Sammel-, Arbeits- und Konzentrationslager sehr detailliert schildert.<sup>14</sup> Verfasst wurde der Bericht in Amsterdam, wohin Joseph und seine Frau Betty, die ebenfalls überlebte, nach Kriegsende zurückkehren konnten. Datiert ist der Bericht auf den 15. Februar 1947. Es kann also davon ausgegangen werden, dass Marcuse diesen Bericht kannte, als er Heidegger schrieb.

Eindringlich beschreibt Fritz Joseph in dem Bericht seine Erfahrungen in den Lagern Westerbork, Bergen-Belsen, Theresienstadt, Auschwitz, Buchenwald (Außenlager Meuselwitz) und Graslitz (Kraslice) sowie seine Zwangsarbeit in einem Werk der Rüstungsindustrie der Nazis. In Graslitz arbeitete Fritz im Luftfahrtgerätewerk Hakenfelde GmbH (LGW), einem Tochterunternehmen des Siemens-Konzerns.<sup>15</sup> Der bislang unveröffentlichte Bericht sei im Folgenden ausführlich wiedergegeben, da er ein Schlüsseldokument ist, wenn es um die Frage geht, wie viel Marcuse genau über den Holocaust wusste.



3 Mit „J“ gestempelter Reisepass von Carl Marcuse, Februar 1939

<sup>14</sup> Fritz Joseph: Erlebnisse in Theresienstadt [1947]. Herbert-Marcuse-Archiv, Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. Ohne Signatur. Eine Kopie mit dem Zusatz „Amsterdam 1946“ ist auch über das Leo Baeck Institute in New York digital zugänglich. In: LBI NY, Memoir Collection, ME 1430.

<sup>15</sup> Vgl. Graslitz Subcamp, Flossenbürg Concentration Camp. Auf: <http://memorial-archives.international/entities/show/540e3df5759c02f5ca8d703c>.

## Fritz Josephs Odyssee durch die Lager

Fritz Joseph und seine Frau Betty Hirschfeld wurden, so lässt sich dem Bericht entnehmen, in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli von drei Männern aus ihrer Amsterdamer Wohnung geholt. Vom Sammelplatz am Adama van Scheltemaplein wurden beide zum ersten Sammellager in das Theater Schouwburg, dann nach zwei Tagen und Nächten nach Westerbork gebracht.

*Wir kamen abends in Westerbork an, hatten die üblichen Formalitäten, wie Entlausung, Quarantäne, Leibesvisitation bis zum frühen Morgen zu tun und kamen beim Morgengrauen in die uns zugewiesenen Baracken.<sup>16</sup>*

Am 14. September 1943 bestiegen sie die Güterwagen des Theresienstädter Transports:

*[...] und so wurden wir 220 Menschen in vier alten Güterwagen wie Vieh verfrachtet, sodass wir mit circa sechzig Menschen im Wagen und mit Gepäck uns nicht rühren konnten.*

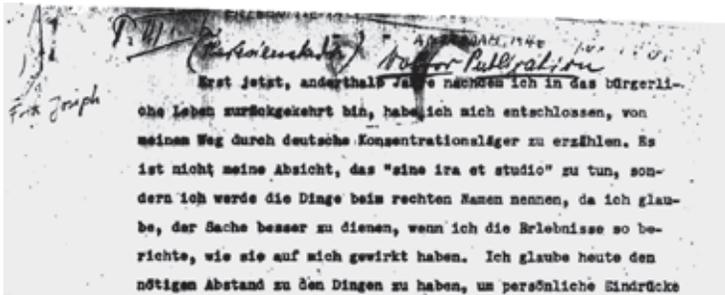
Bergen-Belsen, *bis dahin uns ein völlig unbekannter Begriff*, war ihre erste Station. Kommandant dieses Lagers war zu dieser Zeit Hauptsturmführer Siegfried Seidl, der vom Lager Theresienstadt im Juli 1943 nach Bergen-Belsen abkommandiert worden war.<sup>17</sup>

*Seidel [sic!] war der Mann, der während seiner Herrschaft in Theresienstadt eine Anzahl junger Menschen, die versucht hatten, Briefe aus dem Ghetto zu schmuggeln, hatte aufhängen lassen.*

Die Beschreibung des Lageralltags in Bergen-Belsen umfasst sechs Seiten, auf denen die Arbeitsabläufe, die Lebensbedingungen, die Zusammensetzung der Häftlinge und ihr Abtransport in andere Lager beschrieben werden.

<sup>16</sup> Die kursiven Passagen sind direkte Zitate aus dem Bericht von Fritz Joseph.

<sup>17</sup> In seinem Gerichtsverfahren sagte er aus, er hätte den Grund für seine Versetzung nie erfahren. Vgl. Seidl, Dr. Siegfried. Auf: <http://www.ghetto-theresienstadt.de/pages/s/seidls.htm>.



4 Ausschnitt aus  
Fritz Josephs Bericht,  
1946/47

Fritz Joseph und 220 seiner Mithäftlinge wurden anschließend nach Theresienstadt gebracht. Die Aufzeichnungen über dieses Lager umfassen 17 Seiten. Bemerkenswert in diesem Teil der Aufzeichnungen sind Schilderungen der Aufgaben und die Struktur der Judenräte. Positiv und ausführlich wird Dr. Paul Eppstein<sup>18</sup> erwähnt, der im Januar 1943 nach Theresienstadt kam. Als einer der beiden Judenältesten stand er in direkter Verbindung zur deutschen Verwaltung und musste deren Anweisungen umzusetzen.

*An der Spitze stand der Judenälteste, während meines Aufenthalts dort, Dr. Eppstein, ein deutscher Soziologe, der seine Stellung mit Takt und den Deutschen gegenüber mit nicht zu leugnendem Mut ausfüllte.*

Eppstein, den man zwang, die Deportationen vorzubereiten, wurde am 27. September 1944 in die „kleine Festung Theresienstadt“ – ein K.Z. schlimmster Art – verbracht, wo ihn SS-Männer kurz darauf erschossen.

*Was sich damals abgespielt hat, ist völlig ungeklärt geblieben, es geht jedoch das Gerücht, das sich zu bewahrheiten scheint, dass Dr. Eppstein den Befehl bekommen habe, weitere Transporte zusammenzustellen, dass ihm darauf die Augen aufgegangen seien und dass er sich geweigert habe, dazu seine Mitwirkung zu verleihen.*

Sein Nachfolger im Ältestenrat wurde der umstrittene österreichische Rabbiner Benjamin Murrelstein<sup>19</sup>, ein williges

<sup>18</sup> Vgl. Eppstein, Dr. Paul. Auf: <http://www.ghetto-theresienstadt.de/pages/e/eppstein.htm>.

<sup>19</sup> Über die Rolle Murrelsteins im Ghetto Theresienstadt gibt der be-

*Objekt der deutschen Wünsche.* Über mehrere Seiten hinweg beschreibt Joseph weiter die Reinigungs- und Aufräumungsarbeiten, die „Verschönerungen“ des Lagers, die Aufstellung eines Orchesters, die *Aufführung eines Theaterstücks mit jüdischem Inhalt*, das alles für *Theresienstadt*, den Propagandafilm, den die Nazis über das Lager produzierten.<sup>20</sup>

*[...] und endlich die Fenster der Elendskwartiere, in denen die alten Leute verhungerten und starben, zu modernen Schaufenstern umgewandelt und mit Dingen gefüllt, die nicht zu kaufen waren.*

Zu den Aufnahmen waren auch ausländische Gäste geladen.

*[...] frühere deutsche Minister Gradnauer, der frühere französische Minister Meijer, sowie einige österreichische Generäle und bekannte Professoren.*

Wenige Tage nach den Filmaufnahmen verunsichern Gerüchte über einen größeren Transport, der 5000 Menschen aus dem Ghetto an einen unbestimmten Ort bringen sollte, die jüdischen Gefangenen. Schließlich wurden die ersten Waggonen mit 2500 Gefangenen beladen. Nach zwei Tagen und Nächten, einer *qualvollen* Fahrt und unter menschenunwürdigen Bedingungen, *abgeschnitten von Licht und Luft*, erreichte der Transport Auschwitz.

*Der Name wird wohl als Inbegriff des Schreckens in die Geschichte eingehen und doch ist mir klar, dass jeder Bericht über Auschwitz Anforderungen an die Fantasie der Zuhörer stellen wird, denen sie nicht gerecht werden können. Hier ist das Unvorstellbare, das jede Fantasie übertreffende Ereignis geworden.*

Nicht nur die Torturen, denen die Gefangenen in Auschwitz ausgesetzt waren, sind in dem Bericht nachzulesen, sondern es werden auch die brutalen Schergen beschrieben, *diese Gruppe*

eindruckende vierstündige Dokumentarfilm von Claude Lanzmann *Der letzte der Ungerechten* Aufschluss. Es ist Material aus einem elfstündigen Interview, das Lanzmann 1975 mit Murrelstein führte.

<sup>20</sup> Kurt Gerron, Karel Pečený (Regie): *Theresienstadt*. Ein Dokumentarfilm aus dem jüdischen Siedlungsgebiet. Gedreht wurde der Film im August und September 1944.

von Verbrechern. Jeden Tag stolperten die Überlebenden über ermordete Häftlinge auf dem Lagerboden. Wassermangel, Hunger, dürrtige Bekleidung, prägten das Lagerleben in Auschwitz. Seine schlimmste Erfahrung, so Joseph, sei aber gewesen, als er beobachtete, wie 200 Kinder

*[...] im Alter von sechs bis zwölf Jahren [...] die Grossen still und wissend, die Kleinen schwatzend und lachend, ohne zu ahnen was Ihnen bevorstand, den Weg ins Jenseits antraten, geführt von SS-Helden mit dem Bajonett auf dem Gewehr.*

Von Auschwitz sollten die Gefangenen in Viehwagen ins Konzentrationslager nach Buchenwald gebracht werden. Joseph sah die Verlegung dorthin als *von unbegreiflichem Glück begünstigt*, wohlwissend, dass auch in Buchenwald ein Überleben niemals sicher war. Nach zwei Tagen und Nächten Fahrt durch das zerstörte Deutschland stoppte der Transport in Meuselwitz, dreißig Kilometer südlich von Leipzig. Die Chance, doch all diese Torturen zu überleben, wurde größer. Die Gefangenen mussten den Transport verlassen und wurden als Zwangsarbeiter den HASAG Werken zugewiesen.<sup>21</sup>

*Fabriziert wurde die bekannte Panzerfaust, eine Waffe, die einer riesenhaften Handgranate glich und selbst auf Panzer vernichtende Wirkung haben sollte.*

Mit dem Hinweis, dass jede Art ungenügender Arbeit als Sabotage gedeutet und mit drastischen Strafen geahndet würde, empfing sie der SS-Oberscharführer Heinz Blume, ein *ehemaliger Volksschullehrer und ein überzeugter National-Sozialist*, dessen Brutalität gegenüber den Zwangsarbeitern gefürchtet war. Die Hoffnung, dass mit einem Wechsel der Lagerleitung diese brutalen Übergriffe zurückgehen würden, zerschlug sich. Untersturmführer Anton Bergmeier, der *neue Herr über Leben und Tod*, erhöhte die Stockschläge von 25 auf 200.

<sup>21</sup> „Die Leipziger Hugo Schneider AG (HASAG) – ursprünglich eine Lampen- und Metallwarenfabrik – steigt während der NS-Zeit zu einem der größten Rüstungskonzerne im Deutschen Reich auf. Ihre bekannteste Entwicklung ist die Panzerfaust. Ingenieur, Werksleiter und Direktor Edmund Heckler gründet später in der Bundesrepublik die Waffenfirma Heckler & Koch“. Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie: die HASAG – Leipzigs vergessene Waffenschmiede. Auf: <https://www.mdr.de/geschichte/ns-zeit/hasag-ruestungsunternehmen-leipzig-130.html>.

Trotz eines oft mehr als zwölfstündigen Arbeitstages konnten die Zwangsarbeiter das ausgegebene Produktionsziel von 9000 Stück pro Tag nie erreichen. Deshalb kam es auf dem Fabrikhof immer wieder zu Strafaktionen, die meist körperlich schwache Menschen trafen. Bis Mitte Februar 1945 blieb Joseph in der Rüstungsfabrik. Als die Fabrik die Produktion nach mehreren Bombenangriffen der Alliierten einstellen musste, wurden die Gefangenen bis April nur noch zu Aufräum- und Abrissarbeiten herangezogen. Dann verluden die Lageraufseher 2000 polnische Frauen und circa 200 Männer in Kohlenloren. Der letzte Ort der Reise vor Josephs Flucht in ein Krankenhaus war die Stadt Graslitz im Sudetenland.<sup>22</sup> Beim alliierten Bombardement des Deportationszuges starben erneut jüdische Gefangene.

*Wenige Tage nach unserer Ankunft in Graslitz erschienen plötzlich englische Flieger am Himmel, von Abwehr war überhaupt keine Rede mehr, die Alliierten waren unbeschränkte Herren der Luft. Ihr Ziel war natürlich unser Zug, den sie wohl für einen Transport hielten. Wir wurden bombardiert, mit Maschinengewehren beschossen und hatten eine ganz Anzahl Tote und Verwundete.*

Schließlich gaben die SS-Bewacher eine kontrollierte Weiterreise des Zuges auf. So konnten viele Gefangenen fliehen. Die Flucht gestaltete sich nicht zuletzt deshalb extrem schwierig, weil eine Orientierung in den unbekanntem Wäldern fast unmöglich war.

*Da irrten wir nun drei Tage und Nächte herum, immer versuchend zur Front zu kommen.*

An der Front hoffte man, auf die amerikanischen Truppen zu stoßen. Am dritten Tag fielen Joseph und drei seiner Kameraden in die Hände eines Mannes vom Volkssturm. Erneut wurden sie gefangen. Doch die bereits völlige Desorientierung der deutschen Truppen ermöglichte die Flucht, und Joseph schaffte es in das städtische Krankenhaus, wo er einer lebensrettenden Operation unterzogen wurde.

<sup>22</sup> Graslitz war ein Außenlager Flossenbürgs. Auch hier wurden Zwangsarbeiter für die Luftwaffe eingesetzt. Hier wurden feinmechanische Montagearbeiten für das Luftfahrtgerätewerk Hakenfelde GmbH (LGW) montiert.

*Am 7. Mai kamen die Amerikaner. [...] Der Krieg war zu Ende, und nachdem ich transportfähig war, wurde ich auf Umwegen nach Falkenau gebracht, einem Sammel-lager, von dem die Transporte in die Heimat gingen. [...] Wir wurden nach Pilsen gebracht, stiegen in die bereit-stehenden Flugzeuge und waren nach drei Stunden in Holland – zu Hause!*

Weder Herbert Marcuse noch sein Sohn Peter Marcuse erwähnten je diesen Bericht. In Werken, Interviews oder Reden gibt es keine einzige Aussage zu den ermordeten Verwandten. Und dennoch finden sich dort immer wieder Hinweise darauf, dass die mörderischen Taten der Nazis den Erfahrungshintergrund seiner kritischen Theorie bildeten. Der Versuch, sie zu erklären, stellte ein zentrales Motiv seiner Analysen der bestehenden Herrschafts- und Unterdrückungsstrukturen dar.

### Lyrik nach Auschwitz

1949 hatte Adorno seinen berühmten Essay *Kulturkritik und Gesellschaft* geschrieben, aus dem vor allem eine Passage bekannt wurde:

Noch das äußerste Bewußtsein vom Verhängnis droht zum Geschwätz zu entarten. Kulturkritik findet sich der letzten Stufe der Dialektik von Kultur und Barbarei gegenüber: nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frisst auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben.<sup>23</sup>

Adornos Diktum, es sei barbarisch, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, zog nach der Veröffentlichung im Jahre 1951 wütende Proteste und eine jahrzehntelange Debatte nach sich.<sup>24</sup> Mit einer Verteidigung Adornos unter dem Titel *Die Permanenz der Kunst* meldete sich Marcuse 1977 spät, aber entschieden zu Wort.<sup>25</sup> In einem Entwurf zu dem Essay heißt es:

<sup>23</sup> Theodor W. Adorno: *Kulturkritik und Gesellschaft*. In: Ders.: *Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1969, S.31.

<sup>24</sup> Vgl. Petra Kiedaisch (Hg.): *Lyrik nach Auschwitz. Adorno und die Dichter*. Stuttgart 1995.

<sup>25</sup> Herbert Marcuse: *Die Permanenz der Kunst. Wider eine bestimmte marxistische Ästhetik. Ein Essay*. München 1977.

Die Frage, ob nach Auschwitz Lyrik noch möglich sei, kann vielleicht beantwortet werden: Ja, wenn sie, mit unnachsichtiger Verfremdung, den Schrecken repräsentiert, der war – und immer noch ist. [...] Auschwitz jedoch, der ultimative Schrecken, kennt kein Schicksal, keine Götter, keine Vernunft, sondern zeigt die totale menschliche Freiheit: die Freiheit, den millionenfachen Mord anzuordnen, zu organisieren und durchzuführen. Dass die Menschen ihre Freiheit ebenso wirkungsvoll nutzen können, um ein solches Morden zu verhindern, muss die Geschichte erst beweisen.<sup>26</sup>

Auschwitz als ultimativer Schrecken, der das negative Potential menschlicher Freiheit – den millionenfachen Mord – auf die Spitze treibt, war für Marcuse keine Floskel für Sonntagsgesprächen, keine *façon de parler*, sondern tödlicher Ernst. Dass die Menschheit ihre Freiheit auch nutzen könnte, um eine Wiederholung von etwas Ähnlichem zu verhindern, war für ihn keineswegs ausgemacht. Im Gegenteil: Seiner gesellschaftstheoretischen Analyse nach war „Auschwitz“ jederzeit wieder möglich. Und er tat alles dafür, dass es nicht geschehen würde.

BILDNACHWEIS  
 Abb. 1 und 2 Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Na 3 Herbert Marcuse  
 Abb. 3 AKG  
 Abb. 4 Leo Baeck Institute New York

<sup>26</sup> Herbert Marcuse: Kunst und Befreiung. Nachgelassene Schriften, Bd. 2. Hg. von Peter-Erwin Jansen. Lüneburg 2000, S. 158.

Philipp Lenhard

## Verschlungen vom Behemoth. Franz L. Neumann und der Holocaust

*„Da wir glauben, daß der Nationalsozialismus ein Unstaat ist oder sich dazu entwickelt, ein Chaos, eine Herrschaft der Gesetzlosigkeit und Anarchie, welche die Rechte wie die Würde des Menschen ‚verschlungen‘ hat und dabei ist, die Welt durch die Obergewalt über riesige Landmassen in ein Chaos zu verwandeln, scheint uns dies der richtige Name für das nationalsozialistische System: DER BEHEMOTH.“<sup>1</sup>*

Franz Neumann, 1942

Als der Jurist und Politikwissenschaftler Franz Leopold Neumann (1900–1954) im August 1946 aus den USA nach Deutschland reiste, um als Mitarbeiter des Chefanklägers Robert H. Jackson an den Nürnberger Prozessen teilzunehmen, war er mehr als nur ein interessierter Zuschauer.<sup>2</sup> Erstens hatte er bereits 1942 mit seinem Buch *Behemoth*, das noch heute als Standardwerk der NS-Forschung gilt, die erste umfassende Analyse des Nationalsozialismus vorgelegt, die erheblich zum Verständnis der inneren Struktur des „Dritten Reiches“ beitrug und die Beziehungen zwischen Staatsbürokratie, Parteiapparat, Industrie und Wehrmacht sichtbar machte.<sup>3</sup> Zweitens hatte Neumann die Grundlinien ameri-

<sup>1</sup> Franz Neumann: *Behemoth. The Structure and Practice of National Socialism*. London 1942, S. 5. Hier und im Folgenden zitiert nach der Neuauflage der deutschen Übersetzung der Ausgabe von 1963, die die erste (1942) und zweite Auflage (1944) kombinierte: Franz Neumann: *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944*. Neu herausgegeben von Alfons Söllner und Michael Wildt. Hamburg 2018.

<sup>2</sup> Vgl. Franz Neumann an Max Horkheimer, 13. August 1946. Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Na 1, 572, 269. Siehe auch Barry Katz: *The Criticism of Arms: The Frankfurt School Goes to War*. In: *The Journal of Modern History* 59, 3 (September 1987), S. 470; Peter Intelmann: *Zur Biographie von Franz L. Neumann*. In: 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* 5, 1 (1999), S. 47.

<sup>3</sup> Vgl. Raul Hilberg, Alfons Söllner: *Das Schweigen zum Sprechen bringen*. Ein Gespräch über Franz Neumann und die Entwicklung der Holocaust-Forschung. In: Dan Diner (Hg.): *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*. Frankfurt am Main 1988, S. 175–200; Michael Wildt: *Franz*



1 Franz Neumann am Schreibtisch, 1930er Jahre

kanischer Besatzungspolitik im frühen Nachkriegsdeutschland als langjähriger Leiter der Mitteleuropasektion des militärischen Auslandsgeheimdienstes Office of Strategic Services (OSS) selbst mitbeeinflusst.<sup>4</sup> Drittens war er als Chef der „War Crimes Unit“ des OSS direkt an der Vorbereitung mehrerer Anklageschriften für die Nürnberger Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher des NS-Regimes betei-

ligt.<sup>5</sup> Und viertens schließlich war er selbst ein Opfer des Nationalsozialismus. Dieser letzte Aspekt, der überraschenderweise in der Forschung bislang weitgehend ausgeblendet wurde, steht im Zentrum des vorliegenden Aufsatzes.<sup>6</sup>

### Franz Neumann und das Institut für Sozialforschung

Neumann, Sohn einer jüdischen Handwerker- und Kleinhändlerfamilie aus dem oberschlesischen Kattowitz, stieß erst 1936 im New Yorker Exil zum von Max Horkheimer geleiteten Institut für Sozialforschung. Zwar hatte er bereits als Student an

Neumann und die NS-Forschung. In: Neumann: Behemoth (wie Anm. 1), S. 663–699.

<sup>4</sup> Vgl. Katz: *The Criticism of Arms* (wie Anm. 2). Allerdings verließ er den OSS auch aus Empörung darüber, dass seine Kernforderung, die deutsche Monopolwirtschaft nachhaltig zu entflechten, nur ungenügend umgesetzt wurde.

<sup>5</sup> Vgl. Joachim Perels: *Fast vergessen: Franz L. Neumanns Beitrag zur Konzipierung der Nürnberger Prozesse. Eine Erinnerung aus Anlass seines 100. Geburtstags*. In: *Kritische Justiz* 34, 1 (2001), S. 117–125; Raffaele Laudani: *Einleitung*. In: Ders.: *Franz Neumann, Herbert Marcuse, Otto Kirchheimer: Im Kampf gegen Nazideutschland. Die Berichte der Frankfurter Schule für den amerikanischen Geheimdienst 1943–1949*. Herausgegeben von Raffaele Laudani. Frankfurt am Main, New York 2016, S. 59–63; Jan Gerber: *Der Funktionswandel des Rechts – Franz Neumann in Nürnberg*. In: *Jahrbuch des Dubnow Instituts* 16 (2017), S. 551–573; Michael Salter: *The Visibility of the Holocaust: Franz Neumann and the Nuremberg Trials*. In: Robert Fine, Charles Turner (Hg.): *Social Theory after the Holocaust*. Liverpool 2017, S. 197–218.

<sup>6</sup> Neben Alfons Söllner hat sich besonders David Kettler intensiv – allerdings vorwiegend theoriegeschichtlich – mit Neumanns Exilsituation auseinandergesetzt. Vgl. etwa David Kettler: *Negotiating Exile: Franz L. Neumann as a Political Scientist*. In: Caroline Arni u. a. (Hg.): *Der Eigensinn des Materials. Erkundungen sozialer Wirklichkeit. Festschrift für Claudia Honegger zum 60. Geburtstag*. Basel, Frankfurt am Main 2007, S. 200–219 sowie David Kettler, Thomas Wheatland: *Learning from Franz L. Neumann. Law, Theory, and the Brute Facts of Political Life*. London, New York 2019. Siehe auch Thomas Wheatland: *The Frankfurt School in Exile*. Minneapolis, London 2009, besonders S. 63.

der Frankfurter Universität den späteren Institutsmitarbeiter Leo Löwenthal kennengelernt und 1919 mit ihm gemeinsam die Sozialistische Studentengruppe ins Leben gerufen. Aber engeren Kontakt mit dem 1923 gegründeten Institut für Sozialforschung scheint er in seiner Frankfurter Zeit nicht gehabt zu haben. Zweifellos gab es Orte und Gelegenheiten, wo sich Neumann und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts über den Weg gelaufen sein müssen – etwa in der gewerkschaftseigenen Akademie der Arbeit, an der Neumann wie etwa auch Friedrich Pollock von 1925 bis 1927 lehrte. Dennoch ging Neumann eigene Wege. Seit 1919 war er Mitglied der SPD, während die Institutsmitarbeiter in den zwanziger Jahren eher dem kommunistischen und linkssozialistischen Milieu zuneigten. Zudem stammte er aus der Sicht des arrivierten deutsch-jüdischen Bürgertums, dem Horkheimer, Pollock, Weil, Löwenthal und andere angehörten, aus einer „ostjüdischen“ Familie.<sup>7</sup> Darüber hinaus war er Jurist, während die Schwerpunkte der Forschung am Institut zunächst auf historischem, soziologischem und wirtschaftswissenschaftlichem, seit der Übernahme der Institutsleitung durch Horkheimer 1930 dann verstärkt auf philosophischem, psychoanalytischem und kulturwissenschaftlichem Gebiet lagen. Neumann passte nicht recht in dieses Setting.

Doch er verließ Frankfurt ohnehin bereits 1928 Richtung Berlin, wo er bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten in Sozietät mit seinem Freund und Kollegen Ernst Fraenkel eine Anwaltskanzlei mit dem Schwerpunkt Arbeitsrecht führte. Er beriet den SPD-Vorstand in juristischen Fragen und lehrte parallel an der privat geführten Deutschen Hochschule für Politik. Als prominenter Rechtsbeistand der SPD-Parteiführung war er einer der Ersten, der nach der Machtergreifung Hitlers ausgebürgert wurde und unmittelbar von politischer Verfolgung bedroht war, sodass er noch im Mai 1933 nach England emigrierte, um seiner Verhaftung zuvorzukommen. Als deutscher Jurist im völlig anders gearteten britischen Rechtssystem ohne Chance auf eine Fortführung seiner beruflichen Laufbahn, entschied er sich dazu, an der London School of Economics and Political Science noch einmal zu studieren.

<sup>7</sup> Löwenthal erinnerte sich, wie entsetzt seine Eltern waren, als er zum ersten Mal seine aus Königsberg (!) stammende spätere erste Ehefrau Golde Ginsburg mit nach Hause brachte – eine „Ostjüdin“! Leo Löwenthal: Mitmachen wollte ich nie. Ein autobiographisches Gespräch mit Helmut Dubiel. Frankfurt am Main 1980, S. 18.

Betreut von dem Politikwissenschaftler Harold Laski und dem ebenfalls emigrierten Karl Mannheim, der Professor für Soziologie in Frankfurt gewesen war, schloss Neumann 1936 seine zweite Promotion im Fach Political Science ab. Es war sein Doktorvater Laski, der Horkheimer die Anstellung Neumanns als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung nahelegte. Horkheimer folgte Laskis Empfehlung vor allem deshalb, weil er einen erfahrenen Juristen für die Rechtsstreitigkeiten des Instituts benötigte. An Neumanns wissenschaftlichen Beitrag zur Kritischen Theorie dachte er dabei weniger.

Doch es kam anders: Obwohl Neumann nur wenige Jahre, nämlich bis 1942, am Institut wirkte, ist sein Beitrag zur Kritischen Theorie nicht zu unterschätzen.<sup>8</sup> Zwar sind in der Institutszeitschrift nur zwei Aufsätze von ihm erschienen, aber die bereits erwähnte Monografie *Behemoth* ist in seiner aktiven Zeit am Institut entstanden und atmet an vielen Stellen den Geist der Diskussionen im Horkheimer-Kreis.<sup>9</sup> Der berühmte Streit mit Friedrich Pollock über den Begriff des „Staatskapitalismus“ war im Grunde eine institutsinterne Debatte über die Grenzen marxistischer Analysen des Nationalsozialismus. Häufig wurden Neumann und Pollock in der Forschung als sich unversöhnlich gegenüberstehende Opponenten dargestellt, dabei sind die Übereinstimmungen in ihren Texten über den Nationalsozialismus sehr viel größer als die Differenzen.<sup>10</sup> Zudem zeigt der Staatskapitalismus-Streit, dass es innerhalb des Instituts offenbar einen gewissen Pluralismus gab, der auch zu Lagerbildungen führte.<sup>11</sup> Das änderte

<sup>8</sup> Vgl. Martin Jay: *The Jews and the Frankfurt School. Critical Theory's Analysis of Anti-Semitism*. In: Ders.: *Permanent Exiles. Essays on the Intellectual Migration from Germany to America*. New York 1986, S. 90–100; Martin Jay: *Franz Neumann and the Frankfurt School*. In: Franz Neumann: *The Rule of Law: Political Theory and the Legal System in Modern Society*. Leamington Spa 1986, S. ix–xiv.

<sup>9</sup> Vgl. Emil Walter-Busch: *Geschichte der Frankfurter Schule. Kritische Theorie und Politik*. München 2010, S. 83–101.

<sup>10</sup> Vgl. Philipp Lenhard: *Abschied vom Marxismus? Friedrich Pollock, Franz L. Neumann und die Entstehung der kritischen Theorie des Antisemitismus im amerikanischen Exil, 1939–1945*. In: Bettina Bannasch, Helga Schreckenberger, Alan E. Steinweis (Hg.): *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. München 2016, S. 148–170.

<sup>11</sup> Siehe etwa Martin Jay: *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923–1950*. Frankfurt am Main, S. 176. Dort heißt es, das Buch *Behemoth* stehe „in vielen Punkten zur Arbeit der älteren Mitglieder der Frankfurter Schule im Widerspruch“.

aber nichts daran, dass Neumann sich dem Institut für Sozialforschung auch nach seinem Ausscheiden noch verpflichtet fühlte und auch Horkheimer dessen Meinung hoch einschätzte. An Neumanns Grab hielt Friedrich Pollock eine Gedenkrede, Herbert Marcuse war ebenfalls unter den Trauergästen.<sup>12</sup>

### Verfolgung, Emigration und Vernichtung

Neumanns wissenschaftspolitische Rolle am Institut, besonders im Hinblick auf die empirische Erforschung des Antisemitismus, ist inzwischen gut dokumentiert.<sup>13</sup> Auch seine Arbeit im OSS ist ausgiebig untersucht worden, etwas weniger sein Beitrag für die Neugründung der Politikwissenschaften in der jungen Bundesrepublik.<sup>14</sup> Dass ein Großteil seiner Familie im Holocaust ermordet wurde, ist bislang von der Forschung jedoch vollkommen ignoriert worden. Einzig durch eine Fußnote in einem biografischen Essay Peter Intelmanns ließ sich erahnen, dass Neumann Familienangehörige im Holocaust verloren hat. Es heißt dort lapidar:

Vater: Josef Neumann, geboren am 6. Januar 1870 in Hindenburg (Polen), gestorben am 19. November 1912 in Bromberg (Polen); Mutter: Gertrud Neumann, geb. Gutherz, geboren am 23. Juli 1877 in Kattowitz, gestorben um 1940 in Theresienstadt.<sup>15</sup>

Der knappe Hinweis hat im Text lediglich die Funktion, über die biografischen Grunddaten von Neumanns Elternhaus zu informieren. Eine Reflexion darüber, was es für Neumann als Mensch und als Wissenschaftler bedeutet haben könnte, dass seine Mutter dem Holocaust zum Opfer fiel, bleibt dagegen – wie in allen anderen dem Verfasser bekannten Studien zu Neumann – aus.

<sup>12</sup> Friedrich Pollock: [Trauerrede]. Abgedruckt in: Rainer Erd (Hg.): Reform und Resignation. Gespräche über Franz L. Neumann. Frankfurt am Main 1985, S. 22.

<sup>13</sup> Vgl. Eva-Maria Ziege: Antisemitismus und Gesellschaftstheorie: die Frankfurter Schule im amerikanischen Exil. Frankfurt am Main 2009.

<sup>14</sup> Vgl. Walter-Busch: Geschichte der Frankfurter Schule (wie Anm. 9), S. 176–190.

<sup>15</sup> Peter Intelmann: Zur Biographie (wie Anm. 2), S. 15, Anm. 2. Siehe auch Peter Intelmann: Franz L. Neumann. Chancen und Dilemma des politischen Reformismus. Baden-Baden 1996, S. 20.

Nicht einmal die genannten Fakten stimmen. Wie Intelmann, dessen biografische Skizze ansonsten glänzend recherchiert ist, auf das Todesjahr 1940 kam, bleibt unklar. In dem Brief Herbert Marcuses an Friedrich Pollock vom 19. September 1954, den er als Quelle angibt, heißt es abweichend: „Gertrud Neumann, geb. Gutherz, born Kattowitz, July 23, 1877, died at Theresienstadt date, unknown“.<sup>16</sup> Marcuse hatte sich als einer der engsten Freunde der Neumanns an Pollock gewandt, der sich um die Bestattung gekümmert hatte und nun eine Sterbeurkunde beschaffen sollte. Dass nicht einmal Marcuse, der 1956 Neumanns Witwe Inge heiratete und dessen Söhne mit großzog, das genaue Todesdatum der Mutter anzugeben wusste, kann bedeuten, dass es auch Franz Neumann selbst nicht bekannt war. Allerdings ist auch das von Marcuse angegebene Geburtsdatum nicht korrekt – richtig ist der 19. Juni 1875.<sup>17</sup>

Auch der Sterbeort ist fraglich. In der Datenbank von Yad Vashem steht nicht Theresienstadt, sondern Auschwitz.<sup>18</sup> Die dortigen Angaben stammen von Gertrud Neumanns Schwester Klara Nordmann, der die Emigration nach Palästina gelungen war und die im Februar 1956, also anderthalb Jahre nach Franz Neumanns Tod und drei Jahre nach der Gründung Yad Vashems, der Gedenkstätte Informationen über das Schicksal ihrer Familienmitglieder zur Verfügung stellte. Woher sie selbst ihr Wissen bezog, ist nicht bekannt. Im Berliner Gedenkbuch kann man nachlesen, dass Gertrud Neumann, die wie ihr Sohn Franz seit den späten zwanziger Jahren in Berlin lebte, am 19. Juni 1942 gemeinsam mit fünfzig weiteren Berliner Jüdinnen und Juden mit Transport I/9 nach Theresienstadt deportiert worden sei.<sup>19</sup> Diese Information ist zweifelhaft, denn im Gedenkbuch des Bundesarchivs heißt es abweichend, sie sei am 21. September 1942 mit Transport I/66 nach There-

<sup>16</sup> Herbert Marcuse an Friedrich Pollock, 19. September 1954. UB Frankfurt am Main, Archivzentrum, Nachlass Friedrich Pollock, Na 2, 164.

<sup>17</sup> Siehe auch die Kartei 32/18135 in den Arolsen Archives, Incarceration Documents, AJDC Berlin Card File (Deportations), Signatur 01020102061. Danke an Julia Schneidawind für den Hinweis.

<sup>18</sup> Zentrale Datenbank der Namen der Holocaustopfer. Auf: [https://yvng.yadvashem.org/index.html?language=de&s\\_id=&s\\_lastName=neumann&s\\_firstName=&s\\_place=kattowitz&s\\_dateOfBirth=&cluster=true](https://yvng.yadvashem.org/index.html?language=de&s_id=&s_lastName=neumann&s_firstName=&s_place=kattowitz&s_dateOfBirth=&cluster=true).

<sup>19</sup> Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. Berlin 1995. In der Kartei der Arolsen Archives (wie Anm. 17) ist der „20. Ostrsp. 3. 10. 1942“ angegeben.

sienstadt deportiert worden und dort am 9. Oktober 1942 ermordet worden.<sup>20</sup> Diese Variante ist am wahrscheinlichsten, weil mit der Todesfallanzeige aus dem KZ Theresienstadt ein dokumentarischer Beweis zur Verfügung steht.<sup>21</sup> Todesursache war laut der Anzeige eine „Hepatitis-Nierenkrankheit“, aber dies kann selbstverständlich auch gelogen sein.

Die komplizierte Rekonstruktion des Todes von Gertrud Neumann zeigt, dass die Angehörigen oft noch Jahre nach dem Krieg im Unklaren über das Schicksal ihrer Verwandten waren. Es gibt keinen Beleg in den Quellen, dass Franz Neumann überhaupt wusste, dass seine Mutter nach Theresienstadt verschleppt wurde. Vielmehr geht aus der Trauerrede, die Ernst Fraenkel 1954 auf seinen Freund hielt, hervor, dass Neumann während der Kriegsjahre sehr wenig über das Schicksal von Angehörigen und Freunden erfuhr:

Denn jenseits des Atlantiks, in dem Deutschland Hitlers, das er wissenschaftlich analysiert, hat er ja die Mutter zurückgelassen, aus Holland haben sie den Freund Georg Flatow [...] verschleppt, von Richard Joachim, einem anderen Mitglied des Freundeskreises, ist seit langem keine Nachricht da.<sup>22</sup>

Aber auch ohne Kenntnis über die Details zu haben, muss Neumann klar gewesen sein, dass alle zurückgelassenen und verschleppten Familienangehörigen der Vernichtungsmaschinerie der Nazis zum Opfer fallen konnten. Nicht nur die von Fraenkel Genannten, auch Neumanns Onkel Leopold und Hugo Guthertz, beide Holzhändler in Kattowitz, wurden im Holocaust ermordet.<sup>23</sup> Leopold war mit Kriegsausbruch nach

2 Todesfallanzeige Gertrud Neumann, Ghetto Theresienstadt 1942

<sup>20</sup> Neumann, Gertrud. Auf: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de1127074>.

<sup>21</sup> Nationalarchiv Prag: Židovské matriky, Ohledací listy – ghetto Terezín, Band 37, Neumann Gertrud.

<sup>22</sup> Ernst Fraenkel: Gedenkrede auf Franz Neumann [1955]. In: Bundesarchiv Koblenz, Nachlass 1274: Ernst Fraenkel, 165, 11.

<sup>23</sup> Zentrale Datenbank der Namen der Holocaustopfer. Auf: <https://>

Amsterdam geflohen und zunächst gemeinsam mit seiner 42-jährigen Tochter Zuzi im Durchgangslager Westerbork interniert worden. Von dort aus wurde er am 25. Mai 1943 ins Vernichtungslager Sobibor deportiert und dort direkt nach der Ankunft ermordet. Hugo Gutherz hingegen war zunächst nach Prag emigriert und wurde im Juni 1942 im Ghetto Litzmannstadt (Lodz) getötet.<sup>24</sup> Die Liste ließe sich fortsetzen.

Erstaunlicherweise ist dieser lebensgeschichtliche Aspekt in der inzwischen breit gesäten Forschung zur Geschichte der Kritischen Theorie bzw. der „Frankfurter Schule“ noch immer viel zu wenig beachtet. Dafür gibt es im Wesentlichen *drei Gründe*: *Erstens* haben Neumann und die überlebenden Mitglieder seiner Familie, mit Ausnahme seiner Tante Klara Nordmann, offenbar nicht über das Schicksal der Verwandten sprechen wollen oder sprechen können. *Zweitens* wurde der Massenmord an den europäischen Jüdinnen und Juden in der theoretischen Analyse Neumanns – aber auch aller anderen Mitglieder des Instituts für Sozialforschung – in seiner Bedeutung lange Zeit heruntergespielt. Und *drittens* haben auch die nachgeborenen Forscher kaum Interesse am persönlichen Schicksal der „Kritischen Theoretiker“ gezeigt und entsprechende Nachfragen vermieden.

### Erstens: Nichtsprechenkönnen

Zwar wurde Neumann von einigen seiner Freunde und Kollegen ein eher verschlossener Charakter zugeschrieben, aber zumindest in dem regen Briefverkehr mit Max Horkheimer, der für diesen Aufsatz systematisch ausgewertet wurde, hielt er mit persönlichen Nachrichten nicht hinter dem Berg. Er war stolz auf seine Familie, und besonders über das Wohlergehen seiner beiden Söhne Michael und Thomas berichtete er seinem Briefpartner regelmäßig. Allerdings fällt auf, dass Neumann, der gegenüber den weitgehend kinderlosen Institutskollegen explizit als Familienmensch auftrat, über das Schicksal seiner in Europa verbliebenen Familienmitglieder beharrlich schwieg; das gilt auch für die unmittelbare Nachkriegszeit, als es darum ging, verschleppte, untergetauchte oder emigrierte

yvng.yadvashem.org/index.html?language=de&s\_id=&s\_lastName=gutherz&s\_firstName=&s\_place=kattowitz&s\_dateOfBirth=&cluster=true.

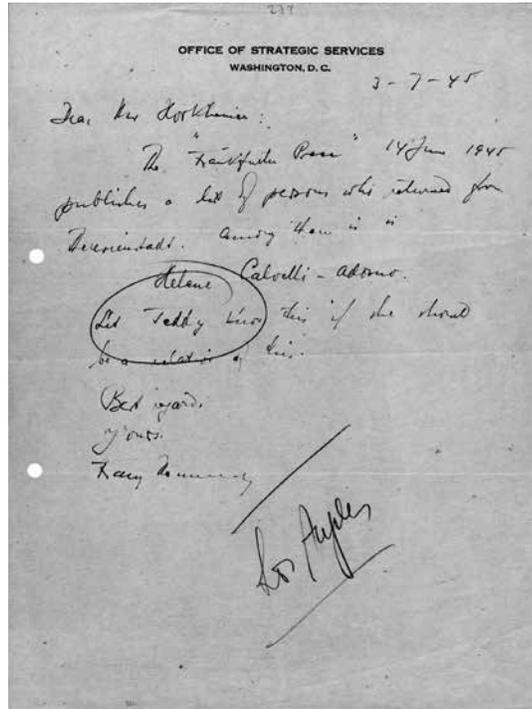
<sup>24</sup> Gutherz, Hugo. Auf: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de/1064547>.

Verwandte und Freunde wiederzufinden.<sup>25</sup> Neumann hatte als Regierungsbeamter Zugang zu allen verfügbaren Informationen und befand sich, wie wir gesehen haben, nach Kriegsende sogar zeitweise in Deutschland.

Das Schweigen erstaunt umso mehr, als Neumann durchaus darauf achtete, ob er Namen, die ihm in den Akten oder in öffentlich zugänglichen Berichten und Anzeigen begegneten, kannte. Am 3. Juli 1945 schrieb er an Horkheimer: „Dear Mr. Horkheimer: The ‚Frankfurter Presse‘ publishes a list of persons who returned from Theresienstadt. Among them is a Helene Calvelli-Adorno. Let Teddy [Adorno] know this if she should be a relative of his.“<sup>26</sup>

Tatsächlich handelte es sich um die zweite Ehefrau von Adornos Onkel Louis Prosper Calvelli-Adorno. Sie war im Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert und im Juni desselben Jahres befreit worden, starb aber im Dezember an den Folgen der Internierung.<sup>27</sup>

Und als Neumann unmittelbar nach Kriegsende in der Zeitung las, dass sein Lehrer Hugo Sinzheimer, der 1933 in die Niederlande geflohen war, den Holocaust im Untergrund überlebt hatte, rief er aufgeregt Ernst Fraenkel an: „Weißt Du schon? Sinzheimer lebt.“<sup>28</sup> Dass der völlig entkräftete Sinzheimer dennoch im September 1945 an den Folgen des Lebens in



3 Brief Neumanns an Horkheimer mit dem Hinweis auf Helene Calvelli-Adorno, 3. Juli 1945

<sup>25</sup> Sein „weiches, romantisches Wesen“ habe Neumann dazu geführt, schreibt Fraenkel, „Schwierigkeiten in irgendwelchen menschlichen Beziehungen [...] hinzunehmen, aber nicht zu erörtern“. Inge Neumann an Ernst Fraenkel, 22. Oktober 1954. In: Bundesarchiv Koblenz, Nachlass 1274: Ernst Fraenkel, 13, 9.

<sup>26</sup> Franz Neumann an Max Horkheimer, 3. Juli 1945. In: Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Nachlass Max Horkheimer Na 1 572, 279.

<sup>27</sup> Adorno notierte 1949, sie habe schon vor der Deportation an einer Krebserkrankung gelitten. Theodor W. Adorno: Tagebuch der großen Reise, Oktober 1949. Als Transkript abgedruckt in: Theodor W. Adorno Archiv (Hg.): Adorno. Eine Bildmonographie. Frankfurt am Main 2003, S.212.

<sup>28</sup> Fraenkel: Gedenkrede (wie Anm. 22).

der Illegalität verstarb, muss Neumann tief erschüttert haben, wie Fraenkel sich erinnert: „In diesen Jahren ist Franz verschlossener, in sich gekehrter geworden, als wir ihn von früher kannten. Sein helles befreites Lachen habe ich in den späteren Jahren nur noch gehört, wenn er mit seinen Kindern [...] spielte.“<sup>29</sup>

Neumann zog sich zurück, betäubte seinen Schmerz mit Arbeit. Über Nachforschungen zum Schicksal seiner ermordeten Familienmitglieder ist nichts bekannt. War seine Zurückhaltung auf ein schlechtes Gewissen zurückzuführen, wie Alfons Söllner vermutet, auf einen „Überlebenskomplex, d. h. das quälende Schuldgefühl derer, die dem Holocaust entronnen sind“?<sup>30</sup> Diese These lässt sich nicht im strengen Sinne beweisen, aber Söllner weist zurecht daraufhin, dass Neumann erhebliche Selbstzweifel plagten und er sich ungeachtet seines antifaschistischen Engagements selbst eine Mitschuld am Siegeszug der Nationalsozialisten gab. „Vielleicht ist es ein Schuldgefühl, das ganz tief sitzt“, schrieb er nach dem Krieg an die Sozialwissenschaftlerin Helge Pross. „Wie oft habe ich mir nach 1933 die Frage vorgelegt, wo meine Verantwortlichkeit für den Nationalsozialismus eigentlich steckt.“<sup>31</sup> Die Sozialdemokratie sei feige und opportunistisch gewesen, resümierte er, und bezog sich selbst explizit in dieses Urteil ein.

Das Hadern mit dem eigenen Überleben war aufs Engste mit dem Schmerz der Erinnerung an die Ermordeten verbunden. Das gilt nicht nur für Neumann selbst. Rainer Erd, der zahlreiche Gespräche mit Kollegen, Freunden und Verwandten Neumanns führte und diese 1985 in dem Band *Reform und Resignation* in redigierter Form abdruckte, berichtet, wie schwer es auch Neumanns engsten Familienangehörigen in Amerika fiel, über das Schicksal ihrer Verwandten zu sprechen: „Neumanns Sohn Thomas bekam nach dem Gespräch Bedenken, weil es zu persönlich gehalten war; andere wiederum, deren Gespräche abgedruckt sind, strichen ganze Passagen, in der Regel mit der Begründung, sie seien zu intim, als daß man sie veröffentlichen könne. Susan Rose schließlich,

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Alfons Söllner: Vom Reformismus zur Resignation? Franz L. Neumann als „political scholar“. In: Behemoth, S. XXXII.

<sup>31</sup> Franz Neumann an Helge Pross [1954]. Zitiert nach: Helge Pross. Einleitung. In: Franz Neumann: Demokratischer und autoritärer Staat 1967. Frankfurt am Main 1986, S. 12.

Neumanns Schwester, die heute in New York lebt, hat die Emigration psychisch so verletzt, daß sie über ihren Bruder kaum mehr sprechen kann.“<sup>32</sup> Offenbar waren die Verlust-erfahrungen so traumatisch, dass Susan Rose in ihren Erinnerungen vor allem über das Leben ihres Bruders vor 1933 sprechen wollte. Zum Schicksal ihrer Mutter sagte auch sie nichts. Wie allein sie sich fühlte, geht aus einem Brief an Hannah und Ernst Fraenkel unmittelbar nach Franz Neumanns Tod hervor: „Ich brauche Euch wohl nicht zu schreiben, dass ich sehr leide, denn Franz war mein letzter Bruder und wir haben uns immer gut verstanden. Die Familie ist so klein geworden.“<sup>33</sup>

### Zweitens: Nichtbegreifenkönnen

In seinen im Jahr 2000 erschienenen Memoiren versuchte sich der Historiker und zweifache Pulitzer-Preisträger Arthur M. Schlesinger Jr., der von 1943 bis 1945 mit Neumann beim OSS zusammenarbeitete, zu erinnern, wann er eigentlich den Holocaust bewusst als ein Verbrechen wahrgenommen habe, das „qualitativ von der wohlerkannten Bösartigkeit der Konzentrationslager verschieden“ gewesen sei. Der OSS, so Schlesinger,

verfügte vermutlich über die bestmögliche Aufklärung, und deutsch-jüdische Flüchtlinge [wie Neumann] waren die letzten, die dazu neigten, die Berichte über die Endlösung herunterzuspielen oder zu ignorieren. Dennoch erinnere ich mich, dass die meisten von uns sogar im Sommer 1944, als wir mit Schrecken den zunehmenden Fluss an Informationen über die Lager aufnahmen, noch eher an eine Ausweitung der Verfolgung dachten als an eine neue und barbarische Politik des Völkermords.<sup>34</sup>

Der Massenmord an den europäischen Jüdinnen und Juden war in vielerlei Hinsicht präzedenzlos und deshalb in seiner

<sup>32</sup> Erd: Reform und Resignation (wie Anm. 12), S. 14.

<sup>33</sup> Susan Rose an Hannah und Ernst Fraenkel, undatiert [Anfang Dezember 1954]. In: Bundesarchiv Koblenz, Nachlass 1274: Ernst Fraenkel, 13, 5.

<sup>34</sup> Arthur M. Schlesinger Jr.: A Life in the Twentieth Century. Innocent Beginnings, 1917–1950. Boston, New York 2000, S. 307. (Übersetzung vom Verfasser.)

Einzigartigkeit zu jenem frühen Zeitpunkt kaum zu begreifen.<sup>35</sup> Auch die Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung versuchten sich die Verfolgung der Juden nach dem Prinzip der Linienerweiterung zu erklären. Indem sie die nationalsozialistische Politik als Fortsetzung oder Radikalisierung des politischen Antisemitismus des Kaiserreichs interpretierten, entging ihnen, dass der Holocaust kein bloßer Kulminationspunkt in der langen Geschichte der Judenfeindschaft oder gar ein besonderer Exzess von Xenophobie war.<sup>36</sup> Da es den Nationalsozialisten eben nicht vornehmlich um die Diskriminierung, Ausplünderung und Vertreibung, sondern um die vollständige Vernichtung aller Juden weltweit ging, ließ sich die Schoa nicht in die Schablone der bisher stattgefundenen antisemitischen Verfolgungen pressen. Der gnostische Kern der nationalsozialistischen Judenfeindschaft, die Saul Friedländer treffend als „Erlösungsantisemitismus“ bezeichnet hat, führte in einen nie dagewesenen Vernichtungsrausch – vom Tod der Juden sollte das Heil der Welt abhängen.<sup>37</sup> Das sah auch Neumann in seinem *Behemoth*:

Freilich ist der Antisemitismus im heutigen Deutschland mehr als ein bloßes Mittel, dessen man sich bedient, solange es nötig ist, und das man fallen läßt, sobald es seinen Zweck erfüllt hat. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Nationalsozialismus die deutsche Geschichte, ja sogar die Weltgeschichte im Sinne der Bekämpfung, Bloßstellung und Ausrottung des jüdischen Einflusses umschreibt.<sup>38</sup>

<sup>35</sup> Zum Begriff der Präzedenzlosigkeit siehe Yehuda Bauer: *Rethinking the Holocaust*. New Haven, London 2001; zur Einzigartigkeit vgl. Steven T. Katz: *Defining the Uniqueness of the Holocaust: Preliminary Clarifications and Disclaimers*. In: Ders.: *Historicism, the Holocaust, and Zionism. Critical Studies in Modern Jewish Thought and History*. New York, London 1992, S. 162–192.

<sup>36</sup> Noch in dem 1959 verfassten Vorwort zu Paul Massings Buch *Vorgeschichte des politischen Antisemitismus* lässt sich erkennen, wie sehr Horkheimer und Adorno mit dem komplexen Verhältnis zwischen politischem und totalitärem Antisemitismus, zwischen instrumenteller und wahnhafter Judenfeindschaft rangen. Vgl. Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Vorwort zur deutschen Erstausgabe*. In: Paul W. Massing: *Vorgeschichte des politischen Antisemitismus [1949/59]*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Ulrich Wyrwa. Frankfurt am Main 2021, S. V–VIII.

<sup>37</sup> Saul Friedländer: *Das Dritte Reich und die Juden*. Sonderausgabe. München 2006, S. 87–128.

<sup>38</sup> Neumann: *Behemoth* (wie Anm. 1), S. 161.

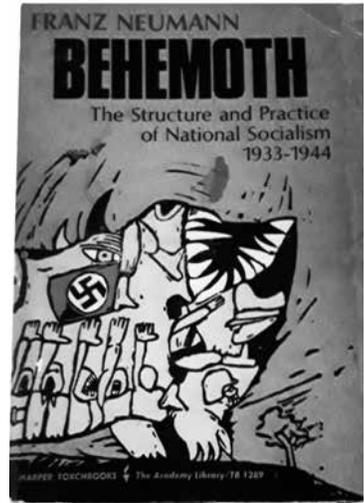
Im *Behemoth* schimmert die Einsicht vom Erlösungscharakter der Judenfeindschaft immer wieder auf, ja Neumann attestierte dem „totalitären Antisemitismus“ der Nazis sogar einen „magischen Charakter“, der sich jeder Diskussion entziehe: „Für den totalitären Antisemiten ist der Jude schon längst kein Mensch mehr. Er ist zur Inkarnation des Bösen in Deutschland, ja in der ganzen Welt geworden.“<sup>39</sup> Doch diesem „magischen“ Antisemitismus ging Neumann im Folgenden nicht weiter nach. Stattdessen heißt es lapidar: „Nach meiner persönlichen Überzeugung ist das deutsche Volk, so paradox das auch scheinen mag, noch das am wenigsten antisemitische.“<sup>40</sup> Neumann bezog diese Bemerkung auf das weitgehende Fehlen spontaner antisemitischer Angriffe aus der deutschen Bevölkerung und schloss daraus auf einen Gegensatz oder zumindest eine Kluft zwischen dem Regime und der Bevölkerung. Indem er die „Volksgemeinschaft“ als Ideologie entlarvte, der in Wahrheit Klassengegensätze zugrunde lägen, glaubte Neumann, einen Ansatzpunkt für den Sturz des Regimes gefunden zu haben. Anders als Pollock, der bezüglich des Widerstands der Arbeiterklasse gegen den Nationalsozialismus äußerst skeptisch war und die „Volksgemeinschaft“ als spezifische Form des „Staatskapitalismus“ betrachtete, gab Neumann seine Hoffnung auf das Proletariat nicht vollends auf:

Unbegrenzte Produktivität, Terror und Propaganda können bei den Arbeitern keinen Nationalsozialismus erzeugen. Im Gegenteil, die Arbeiter werden sich weit wahrscheinlicher in revolutionären, syndikalistischen Bahnen bewegen, Vorstellungen von Sabotage und direkter Aktion entwickeln, Vorstellungen, die von den Sozialdemokraten ebenso wie von den Kommunisten missbilligt worden sind, von Arbeitern jedoch als das einzige Mittel angesehen werden können, menschliche Würde in einem Terrorsystem zu bewahren.<sup>41</sup>

<sup>39</sup> Ebd., S. 159.

<sup>40</sup> Ebd. (Hervorhebung vom Verfasser.)

<sup>41</sup> Neumann: *Behemoth* (wie Anm. 1), S. 266. Im privaten Briefwechsel war Neumann allerdings äußerst pessimistisch. Vgl. Franz Neumann an Max Horkheimer, 10. Juni 1942: „The war depresses me. The closer the end



4 Franz Neumanns Buch *Behemoth* in der englischen Neuaufgabe von 1966

Unerschütterlich hielt Neumann 1942 an der Hoffnung fest, dass der Sturz des Regimes nur durch „das bewusste politische Handeln der diese Risse und Brüche ausnützenden unterdrückten Massen erfolgen“ könne.<sup>42</sup> Das war der letzte Satz seines Buches.

Dass es von den Arbeitern in Wahrheit kaum Widerstand gegen die Judenverfolgung zu verzeichnen gab, stand Neumanns Analyse im Weg. Obwohl er den totalitären Charakter des Antisemitismus ja zuvor richtig beschrieben hatte, zog er eine instrumentelle Ebene ein, die den fehlenden Widerstand der Arbeiter erklären sollte. Rassismus und Antisemitismus seien

ein Ersatz für den Klassenkampf. Die offiziell etablierte, den Klassenkampf verdrängende Volksgemeinschaft benötigt ein integrierendes Element. Carl Schmitt hat behauptet, daß Politik ein Kampf gegen einen Feind, der vernichtet werden muss, ist. Die Theorie stimmt, wenn es sich um eine aggressive Gesellschaft handelt. Der neue Feind ist der Jude. Allen Hass, alle Ressentiments, alles Elend auf einen Feind ladend, der leicht vernichtet werden und keinen Widerstand leisten kann, lässt sich die arische Gesellschaft zu einem Ganzen integrieren. Dieser innenpolitische Wert des Antisemitismus lässt deshalb eine völlige Vernichtung der Juden niemals zu. Der Feind kann und darf nicht verschwinden; er muss ständig als Sündenbock für alle aus dem soziopolitischen System hervorgehenden Übel bereitstehen.<sup>43</sup>

Zwar erkannte Neumann das synthetisierende Moment des Vernichtungsprojekts, aber er unterstellte dem Nationalsozialismus eine perfide, doch weitreichende Rationalität, die dazu führe, dass die „völlige Vernichtung“ eben nicht zugelassen werde, weil man den „Feind“ für den Zusammenhalt der Volksgemeinschaft benötige.

nears, the greater becomes my anxiety. I simply do not understand the shallow optimism of the majority.“ Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Nachlass Max Horkheimer Na 1, 572, 344 f.

<sup>42</sup> Der Satz war auch kritisch gegen Pollocks Pessimismus gerichtet. Vgl. ebd., 343: „I have always rejected Pollock's view. That is why my book closes with the statement that the regime can only be overthrown by conscious political action.“

<sup>43</sup> Neumann: Behemoth (wie Anm. 1), S. 163.

In seinen Analysen für den OSS rückte Neumann bald von dieser Sündenbocktheorie ab und entwickelte stattdessen die sogenannte „Speerspitzen­theorie“, die dann auch Eingang in die Zweitauflage von *Behemoth* von 1944 fand.<sup>44</sup> Dieser Theorie zufolge waren die Juden nur die ersten Opfer, an denen gewissermaßen ausprobiert wurde, wie weit man gehen konnte. Als schwache Minderheit, der aber zugleich große Macht zugeschrieben wurde, sollte die Verfolgung der Juden allen anderen oppositionellen Gruppen signalisieren, dass Widerstand zwecklos sei. „Daraus folgt“, so Neumann, „dass die Vernichtung der Juden im Rahmen der antisemitischen Ideologie und Praxis nur das Mittel zur Erlangung eines weiterreichenden Ziels ist, nämlich der Zerstörung freier Institutionen, Überzeugungen und Gruppierungen.“<sup>45</sup> Die Arbeiterklasse müsste sich aus dieser Perspektive schon aus ureigenem Interesse mit den Juden solidarisieren, denn auch ihr würde in Zukunft blühen, was schon jetzt den Juden angetan wurde.

Erstaunlicherweise fiel Neumann nicht auf, dass ja die organisierte Arbeiterbewegung ebenfalls von Anfang an von den Nazis verfolgt worden war, dass aber die Vernichtung der Juden eine vollkommen andere Dimension angenommen hatte. Ohne diesen Unterschied zu thematisieren, meinte er den Massenmord an den Juden als Integrationsstrategie entschlüsseln zu können:

Die Judenverfolgung, die auf Anordnung der Nazis von immer breiteren Schichten des deutschen Volkes betrieben wird, verstrickt diese Schichten in Kollektivschuld. Der Zwang, so ungeheure Verbrechen zu begehen wie die physische Vernichtung der Juden im Osten, macht die deutsche Wehrmacht, die Beamtenschaft und die breiten Massen zu Mittätern und an diesem Verbrechen Mitschuldigen, weshalb es ihnen unmöglich ist, das Nazi­boot zu verlassen.<sup>46</sup>

Mit dieser These hatte Neumann einen Weg gefunden, die Integration der Arbeiterklasse in die Volksgemeinschaft zu er-

<sup>44</sup> Siehe den kurzen Abschnitt „Der Antisemitismus“ in der Zweitauflage. Ebd., S. 581–583.

<sup>45</sup> Franz Neumann: Antisemitismus: Die Speerspitze des allumfassenden Terrors (18. Mai 1943). In: Ders. u. a.: Im Kampf gegen Nazideutschland (wie Anm. 5), S. 70.

<sup>46</sup> Ebd., S. 73.

klären, ohne ihr eine ideologische Kompromittierung bescheinigen zu müssen. Die Dichotomie zwischen Volk und Regime hielt er grundsätzlich aufrecht, beschrieb nun aber die Judenverfolgung als nationalsozialistische Strategie, um das Volk zum Gehorsam zu zwingen. Alle Erklärungen, die er aufzubieten hatte, waren plausibel und schlüssig. Doch den furchtbaren Gedanken, dass die Nationalsozialisten die Juden nur deshalb umbrachten, weil sie Juden waren, ließ er nicht zu. Insofern waren seine hellsichtigen und in vielerlei Hinsicht für die heutige Forschung noch immer anschlussfähigen Analysen *auch* Formen der Rationalisierung – dass für die Nationalsozialisten die Vernichtung der Juden Mittel und Zweck zugleich war, sprengte jedes herkömmliche Verständnis von Rationalität.

Je mehr Neumann sich mit der Vorbereitung der Kriegsverbrecherprozesse befasste, desto mehr rückte er von seiner Speerspitzen- und auch von seinem marxistischen Analysemodell ab. Verstärkt rezipierte er in der Nachkriegszeit nun die Psychoanalyse, der gegenüber er sich bislang sehr skeptisch gezeigt hatte, und näherte sich der Kritischen Theorie Adornos, Pollocks und Horkheimers an.<sup>47</sup> So wie diese aus der Lektüre von *Behemoth* mehr gelernt hatten, als sie zuzugeben bereit waren, nutzte nun Neumann etwa Adornos Kritik der revidierten Psychoanalyse, um zu begreifen, was schlicht nicht zu begreifen war: den Umschlag der Zivilisation in Barbarei.

Doch explizit über den Holocaust schrieb er nicht. Das blieb seinem Schüler und Doktoranden Raul Hilberg vorbehalten, den Neumann zwar nach Kräften förderte, dessen Vorhaben, anschließend an die Analyse in *Behemoth* eine umfassende Studie über den bürokratischen Vernichtungsprozess zu schreiben, er aber gleichwohl skeptisch gegenüberstand, wie Hilberg sich Ende der achtziger Jahre erinnerte:

Als ich später an die Doktorarbeit ging, in der ich den Gesamtprozess darstellen wollte, machte ich eine ausführliche Gliederung und zeigte sie Neumann. Als er sie sah, sagte er zu mir: „Das ist ihr Begräbnis.“ Was er damit meinte, war, dass meine Berufsaussichten, meine

<sup>47</sup> Vgl. Franz Neumann: Angst und Politik [1954]. In: Ders.: Demokratischer und autoritärer Staat. Studien zur politischen Theorie. Frankfurt am Main 1986.

Karriere mit dieser Dissertation gleich Null sein würden. Also, er warnte mich, und er hatte recht damit.<sup>48</sup>

Neumann wusste, dass in der Zeit der heraufziehenden Blockkonfrontation das Interesse an einer Aufarbeitung des Holocaust gering war. Aber es gab noch einen weiteren Grund, warum Hilberg und nicht Neumann das Monumentalwerk *Die Vernichtung der europäischen Juden* schrieb.<sup>49</sup> Sich mit den Einzelheiten des Vernichtungsprozesses zu beschäftigen, war einfach zu schmerzhaft. Als Hilberg, noch als Student, Neumann ein Kapitel über das Verhalten der Juden zeigte, reagierte der mit folgenden Worten:

„Das kann man nicht ertragen, das müssen Sie herausnehmen.“ Er gab keinen wissenschaftlichen Grund an, er sagte nicht: „Es ist falsch“, sondern nur: „Das kann man nicht ertragen!“ [...] Ich war natürlich erstaunt. Da war dieser Mann, hoch geschätzt und höchst ehrenhaft, ein Politikwissenschaftler und Marxist bzw. zumindest beeinflusst vom marxistischen Denken, aber als er zu diesen paar Abschnitten in meiner kleinen Magisterarbeit kam, machte er keinerlei Erklärungsversuche, er sagte nicht: „Sie sollten noch einmal darüber nachdenken“, oder: „Das ist nicht ganz richtig“, sondern er reagierte einfach als Jude. Punktum.<sup>50</sup>

Hilberg leitete sich die Limitierung von Neumanns Analyse aus dessen Marxismus her, der ihn automatisch in funktionalistische Erklärungsmuster gedrängt habe. Aber vielleicht verrät Hilbergs Bericht auch etwas über die persönlichen Erfahrungen Neumanns, die so qualvoll waren, dass er „der Tatsache doch nicht voll ins Augen schauen“ konnte, „dass das jüdische Volk als solches annihiliert wurde“.<sup>51</sup>



5 Foto Raul Hilbergs auf dem Buchumschlag seines 1961 bei Quadrangle Books erschienenen Werkes *Destruction of the European Jews*

<sup>48</sup> Hilberg, Söllner: Das Schweigen (wie Anm. 3), S. 179.

<sup>49</sup> Raul Hilberg: *The Destruction of the European Jews*. Chicago 1961. Deutsche Erstausgabe: Raul Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden: die Gesamtgeschichte des Holocaust*. Hg. von Ulf Wolter. Berlin 1982.

<sup>50</sup> Hilberg, Söllner: Das Schweigen (wie Anm. 3), S. 178 f.

<sup>51</sup> Ebd. (wie Anm. 3), S. 181.

### Drittens: Nichtwissenwollen

Als Franz Neumann 1954 bei einem Autounfall ums Leben kam, bat seine Witwe Inge den „besten Freund“ Ernst Fraenkel um eine Trauerrede. In einem Brief skizzierte Fraenkel, wie er seines Gefährten gedenken wollte:

Ich gestehe Ihnen offen, dass ich es auch für richtig halte, an Hand des Lebens von Franz Neumann einer deutschen Zuhörerschaft einmal klarzumachen, was der Nationalsozialismus im Einzelfall bedeutet hat und welche inneren Konflikte bei denen bestanden haben und bestehen, die zwischen diesen beiden Ländern [d.i. Deutschland und den USA, PL] stehen.<sup>52</sup>

Doch Fraenkels Rede verhallte ungehört, denn Neumann geriet in Deutschland schnell in Vergessenheit. Herbert Marcuse gab zwar 1957 auf Englisch eine Essaysammlung heraus, aber es dauerte weitere zehn Jahre, bis der Band – ergänzt um eine Einleitung von Horkheimers Assistentin Helge Pross – in deutscher Übersetzung bei der Europäischen Verlagsanstalt erschien.<sup>53</sup> Erst nachdem die Studentenbewegung in den späten sechziger Jahren ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte, keimte mit leichter Verzögerung auch das Interesse an Neumanns Schriften wieder auf. Da in ihnen marxistische Signalwörter wie „Kapitalismus“, „Arbeiterklasse“, „Klassenkampf“, „Monopolkapital“ usw. deutlich ungenierter ausgesprochen wurden als in den Veröffentlichungen des 1949 nach Frankfurt zurückgekehrten Instituts für Sozialforschung, mag Neumann so manchem radikalen Studenten sogar als authentische und unverfälschte Version der Kritischen Theorie erschienen sein. Während besonders Horkheimer und Pollock (weniger Adorno) sich Mühe gaben, allzu explizit marxistisches Vokabular zu vermeiden, um nicht mit der Sowjetunion in Verbindung gebracht zu werden, musste sich der bereits verstorbene Neumann diese Sorgen nicht mehr machen. Dennoch dauerte es bis 1977, als *Behemoth* erstmals in deutscher Übersetzung erschien. Herausgegeben und mit einem Nach-

<sup>52</sup> Ernst Fraenkel an Inge Neumann, 27. Januar 1955. In: Bundesarchiv Koblenz, Nachlass 1274: Ernst Fraenkel, 13, 1.

<sup>53</sup> Franz Neumann: *The Democratic and The Authoritarian State. Essays in Political and Legal Theory*. Hg. von Herbert Marcuse. Glencoe 1957; Neumann: *Demokratischer und autoritärer Staat* (wie Anm. 47).

wort versehen hatte sie der junge Politikwissenschaftler Gert Schäfer (1941–2012), der seit 1970 und bis Sommer 1975 Redakteur der Zeitschrift *links* des Sozialistischen Büros Offenbach gewesen war und sich 1973 in Hannover habilitiert hatte.<sup>54</sup> Schäfers ausführliches Nachwort ist sachkundig und scharfsinnig, aber auch er sparte den Holocaust in seiner Darstellung aus.<sup>55</sup>

Ein Jahr später gab Alfons Söllner (geb. 1947) eine Reihe von Aufsätzen Neumanns heraus und schrieb ein ausführliches biografisches Vorwort.<sup>56</sup> Zusammen mit Helmut Dubiel (1946–2015), Wolfgang Bonß (geb. 1952) und Manfred Gangl (geb. 1947) gehörte er zu einer Gruppe junger Wissenschaftler, die sich in München vor allem für die bislang vernachlässigten Denker der Frankfurter Schule interessierte. Die Wiederentdeckung Neumanns war also Ende der siebziger Jahre einem poststudentischen Milieu zu verdanken, das in der verschütteten Tradition der Kritischen Theorie Antworten suchte.

Ob die jungen Wissenschaftler die Frage nach dem persönlichen Schicksal Neumanns und seiner Familie nicht stellten oder ob sie schlicht keine Antworten auf ihre drängenden Fragen erhielten, lässt sich heute nicht mehr eindeutig rekonstruieren. Im Jahr 1977 hatte Söllner Neumanns Schwester Susan Rose in New York interviewt und erstattete vor einigen Jahren über dieses Gespräch im Abstand von vierzig Jahren sehr selbstkritisch Bericht.<sup>57</sup> Offenbar war der damals dreißigjähri-

<sup>54</sup> Zur Beziehung des Sozialistischen Büros zur Frankfurter Schule siehe Zarin Ashrafi, Jörg Später: Knotenpunkt Offenbach. Oskar Negt, Detlev Claussen, Dan Diner und das Denken nach Auschwitz. In: *Mittelweg* 36. 30, 3 (2021), S. 41–64. Für den Hinweis auf das Ausscheiden Schäfers aus der Redaktion danke ich Zarin Ashrafi.

<sup>55</sup> Gert Schäfer: Franz Neumanns ‚Behemoth‘ und die heutige Faschismuskonzeption. In: Franz Neumann: *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944* [1977]. Frankfurt am Main 1998, S. 663–776. Leider fehlt das Nachwort in der Neuausgabe von Söllner und Wildt genauso wie die Bibliografie von Wolfgang Luthardt. Die Herausgeber begründen das damit, dass Schäfers Nachwort „typisch für die Nachwirkung der sog. Studentenbewegung“ und „heute selber Geschichte geworden“ sei. Alfons Söllner, Michael Wildt: Vorwort der Herausgeber. In: Neumann: *Behemoth* (wie Anm. 1), S. 1.

<sup>56</sup> Alfons Söllner: Franz L. Neumann. Skizzen zu einer intellektuellen und politischen Biographie. In: Franz L. Neumann: *Wirtschaft, Staat, Demokratie. Aufsätze 1930–1954*. Herausgegeben von Alfons Söllner. Frankfurt am Main 1978, S. 7–56.

<sup>57</sup> Alfons Söllner: Neumann als Archetypus – Die Formierung des „political scholar“ im 20. Jahrhundert. In: Ders.: *Fluchtpunkte. Studien zur politischen Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts*. Baden-Baden 2006, S. 60–78.

ge Söllner, der gerade seine Dissertationsschrift über „materialistische Sozialwissenschaft, 1929–1945“ abgeschlossen hatte, vor allem am intellektuellen Werdegang Neumanns interessiert, zu dem allerdings Rose nur sehr wenig zu sagen hatte. Auch auf seine Fragen zur Biografie Neumanns antwortete sie nur sehr eingeschränkt:<sup>58</sup>

Susan Rose folgte ihrem Bruder 1934 nach London und 1938 nach New York, wobei *auffällig ist, dass das Schicksal der Mutter nicht mehr zur Sprache kommt*. Ihre weiteren Beobachtungen über Franz Neumann erfolgen aus der Perspektive der Schwester, die in derselben Stadt wohnt und von der Familie des Bruders zwar getrennt lebt, jedoch konstanten Anteil an seiner Entwicklung nimmt.<sup>59</sup>

Vielleicht konnten diese Fragen zu den persönlichen Erfahrungen damals nicht gestellt werden. Umso wichtiger ist es, sie jetzt aufzunehmen und in Beziehung zum wissenschaftlichen Werk und politischen Engagement Franz Neumanns und der Kritischen Theorie insgesamt zu setzen.

#### BILDNACHWEIS

Abb. 1 Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Na 3, Herbert Marcuse

Abb. 2 Tschechisches Nationalarchiv Prag

Abb. 3 Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum, Na 1, Max Horkheimer

Abb. 4 Privat

Abb. 5 Quadrangle Books

<sup>58</sup> Zwei Jahre später erschienen als: Alfons Söllner: Geschichte und Herrschaft. Studien zur materialistischen Sozialwissenschaft, 1929–1945. Frankfurt am Main 1979.

<sup>59</sup> Söllner: Neumann als Archetypus (wie Anm. 57), S.68. (Hervorhebung vom Verfasser.)

Rainer Funk

## Erich Fromm – Humanismus nach Auschwitz. Fromm und das Institut für Sozialforschung

Unter den Mitgliedern, die in den 1930er Jahren maßgeblich am Institut für Sozialforschung arbeiteten, nimmt Erich Fromm (1900–1980) eine Sonderstellung ein: zum einen aufgrund seiner jüdisch-orthodoxen Sozialisation, zum anderen, weil er der Einzige war, der die Psychoanalyse auch als Therapeut praktizierte. Beide Aspekte sind für seinen Umgang mit der Schoa relevant.

Erich Fromm wuchs in Frankfurt am Main als Einzelkind in einer streng orthodox lebenden jüdischen Familie auf.<sup>1</sup> Väterlicherseits waren die männlichen Vorfahren über viele Generationen hinweg Rabbiner oder Talmudgelehrte gewesen. Deutlich grenzte sich die Familie vom assimilierten Judentum der damaligen Zeit ab. Fromm selbst wollte ebenfalls Talmudlehrer werden und erhielt bereits mit 14 Jahren Talmudunterricht von seinem Großonkel Ludwig Krause, der seinen Lebensabend bei den Fromms in Frankfurt verbrachte.

Als Schüler und Student gehörte Erich Fromm zu einem Kreis junger Menschen um den orthodoxen Rabbiner Nehemiah Nobel. Die Tatsache, dass viele jüdische Altersgenossen Fromms in seinen Augen kaum Kenntnisse über das Judentum besaßen, inspirierte ihn, gemeinsam mit Rabbiner Georg Salzberger, zur Gründung eines Jüdischen Lehrhauses in Frankfurt am Main. Es wurde schließlich von Franz



1 Naphtali und Erich Fromm, Ende 1913

<sup>1</sup> Vgl. Domagoj Akrap: Erich Fromm – ein jüdischer Denker. Jüdisches Erbe – Tradition – Religion. Münster 2011; Rainer Funk: Erich Fromm – Liebe zum Leben. Eine Bild-Biographie. München 2011; Jack Jacobs: The Frankfurt School, Jewish Lives, and Antisemitism. New York 2015.

Rosenzweig geleitet. Für einige Jahre war Fromm auch in einer zionistischen Studentenverbindung aktiv, der er jedoch 1923 den Rücken kehrte, weil man dort seiner Ansicht nach kein Interesse an einer inneren Erneuerung des Judentums zeigte.

Nach seinem Wechsel aus Frankfurt an die Universität Heidelberg im Jahr 1919 studierte er Soziologie bei Alfred Weber und wurde 1922 mit einer Arbeit über die soziologische Funktion des gelebten jüdischen Gesetzes promoviert. Während seines Studiums in Heidelberg nahm er auch bei dem chassidischen Talmudlehrer Salman Baruch Rabinkow Unterricht. Seine Beschäftigung mit der Psychoanalyse ab 1923 führte schließlich 1926 zum Bruch mit der jüdischen Religionspraxis. Zwar sollte Fromm zu ihr nie mehr zurückkehren, doch das jüdische Menschenbild und die messianische Idee des Judentums blieben in ihrer säkularen Form als Bekenntnis zum Humanismus zeitlebens für ihn bestimmend.

Darüber hinaus zeichnete Fromm als Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung seine therapeutische Praxis der Psychoanalyse aus. Im Frühjahr 1929 hatte er die Südwestdeutsche Psychoanalytische Arbeitsgemeinschaft mitbegründet, die mit dem Institut für Sozialforschung kooperierte. Nachdem er 1930 in Berlin seine Ausbildung zum Psychoanalytiker abgeschlossen und dort eine psychotherapeutische Praxis eröffnet hatte, wurde er 1930 von Horkheimer zum Ressortleiter für alle Fragen der Psychoanalyse berufen und auf Lebenszeit als Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung unter Vertrag genommen.

Fromm entwickelte dort nicht nur das psychoanalytische Konzept des autoritären Charakters, sondern initiierte bereits 1930 eine erste psychoanalytisch orientierte empirische Untersuchung, die er in den Folgejahren auch mit psychoanalytischen Methoden auswertete. Zwar hatten andere Institutsmitglieder, wie etwa Max Horkheimer bei Karl Landauer oder Leo Löwenthal bei Frieda Reichmann, eigene psychotherapeutische Erfahrungen auf der Couch gesammelt, kein anderer aus dem Institut konnte jedoch eine reguläre Ausbildung zum Psychoanalytiker vorweisen oder hatte als Therapeut gearbeitet.

Für die meisten war die Psychoanalyse Freuds wegen dessen Erklärung psychologischer und sozialpsychologischer Phänomene aus dem Sexualtrieb heraus theoretisch von Interesse, begründete sie doch eine materialistische Wissenschaft. Der

von Freud bevorzugte libidotheoretische Erklärungsrahmen erwies sich für Fromm aber schon bald als fragwürdig. Kulturanthropologische Forschungen zeigten aus seiner Sicht, dass weder die Verdrängung der Sexualität noch der Ödipuskomplex jene universale Rolle bei der psychosozialen Entwicklung spielten, die Freud ihnen zusprach. Das Movens der psychischen Antriebskräfte sei vielmehr in einem überlebensnotwendigen Bedürfnis nach Bezogenheit zu suchen. Dies ergebe sich bereits aus der Tatsache, dass die schwersten psychischen Erkrankungen wie Schizophrenien oder Formen von Paranoia mit verzerrten Beziehungen zur Wirklichkeit, zu anderen Menschen und zu sich selbst einhergingen.



2 Fromm als Student  
in Heidelberg, 1920

Als sich Fromm im Winter 1936/37 von einem triebtheoretischen zu einem bezogenheitstheoretischen Paradigma hin orientierte,<sup>2</sup> stieß dies im Institut für Sozialforschung auf Ablehnung und führte schließlich dazu, dass er aus der Forschungsstätte herausgedrängt wurde.<sup>3</sup> Das Unverständnis für Fromms Revision der Psychoanalyse wurde Mitte der 1950er Jahre in einer Kontroverse zwischen Marcuse und Fromm ganz offensichtlich.<sup>4</sup>

Auch bei der Frage, welche Bedeutung die Schoa für die Mitglieder des Instituts für Sozialforschung und für ihr Programm einer Kritischen Sozialwissenschaft besaß, spielt neben der spezifisch jüdischen Sozialisation Fromms seine psychoanalytische Ausbildung und therapeutische Erfahrung eine Rolle. Sie hatten einen unmittelbaren Einfluss auf die programmatische Ausrichtung des Instituts (auch wenn dieser später nach

<sup>2</sup> Erich Fromm: Die Determiniertheit der psychischen Struktur durch die Gesellschaft. Zur Methode und Aufgabe eine Analytischen Sozialpsychologie [1937]. In: Rainer Funk (Hg.): Erich Fromm. Gesamtausgabe in 12 Bänden (im Folgenden: GA), Bd. XI. Stuttgart, München 1999, S. 129–175.

<sup>3</sup> Funk: Erich Fromm (wie Anm. 1); Lawrence Friedman: Erich Fromm – Die Biografie. Bern 2013.

<sup>4</sup> Erich Fromm: Die Auswirkungen eines triebtheoretischen ‚Radikalismus‘ auf den Menschen. Eine Antwort auf Herbert Marcuse [1955]. In: GA VIII (wie Anm. 2), S. 113–120; Herbert Marcuse: Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud [1955]. Frankfurt 1970; Neil McLaughlin: Who Killed off Fromm’s Reputation in North America? Russell Jacoby’s Social Amnesia and The Forgetting of a Public Intellectual. In: Fromm Forum 21 (2017), S. 7–21.



3 Herbert Marcuse mit Gips (2. v. links) und Erich Fromm (ganz rechts) in Davos, 1937

seinem Ausscheiden 1939 von Horkheimer und Adorno weitgehend verleugnet wurde).<sup>5</sup>

Gerade weil Fromm in den 1930er Jahren am Institut für Sozialforschung entscheidende Konzepte des Freudo-Marxismus in Gestalt seiner Analytischen Sozialpsychologie<sup>6</sup> und seiner Arbeit über den autoritären Charakter<sup>7</sup> entwickelte, auf dem Horkheimers *Studien über Autorität und Familie* (1936) wesentlich fußen, waren es insbesondere Fromms Erkenntnisse, die in den Augen der Nationalsozialisten bekämpft werden mussten. Sie trugen dazu bei, dass frühzeitig Anstrengungen unternommen wurden, damit die Zukunft des Instituts bereits vor der Machtübernahme Hitlers im Ausland gesichert werden konnte. Es war Fromm, der mit seiner 1930 durchgeführten empirischen Untersuchung<sup>8</sup> zum autoritären Charakter von Arbeitern und Angestellten, die sich zu Sozialismus und Sozialdemokratie bekannten, schon sehr

<sup>5</sup> Jürgen Hardeck: Ich bin immer Freudianer geblieben. In: Fromm Forum 26 (2022), S. 17–32; Ders.: Erich Fromm. Leben und Werk. Darmstadt 2005, S. 54–62.

<sup>6</sup> Erich Fromm: Über Methode und Aufgabe einer Analytischen Sozialpsychologie [1932]. In: GA I (wie Anm. 2), S. 37–57.

<sup>7</sup> Erich Fromm: Sozialpsychologischer Teil [1936]. In: GA I (wie Anm. 2), S. 139–187.

<sup>8</sup> Erich Fromm: Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches [1930]. In: GA III (wie Anm. 2), S. 1–230.

früh begriffen hatte, dass gerade von der links organisierten Arbeiterschaft nicht der erhoffte Widerstand gegen Hitler zu erwarten sei. Umso nachdenklicher muss es stimmen, dass Horkheimer die bereits zugesagte Unterstützung zur Veröffentlichung dieser Untersuchung versagte, nachdem das Institut unter Mithilfe von Fromm 1934 in New York eine neue Bleibe gefunden hatte. Die Arbeit wurde erst 1980, im Todesjahr von Fromm, von Wolfgang Bonss publiziert.

## Die Emigration und das Schicksal der Verwandten

Fragen wir nun danach, wie Erich Fromm persönlich die systematische Vernichtung der Juden erlebte und wie er damit umging. Im Sommer 1931 erkrankte Erich Fromm an einer offenen Lungentuberkulose und verbrachte die folgenden ein- einhalb Jahre weitgehend in Davos, zunächst in Quarantäne auf der Schatzalp, dann in einem angemieteten Apartment im Dorf selbst. Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme im Januar 1933 war an eine Rückkehr nach Deutschland nicht mehr zu denken, so dass Fromm nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Chicago im Jahr 1933 schließlich Ende April 1934 von der Schweiz aus über Frankreich nach New York emigrierte. Er baute sich dort eine neue psychoanalytische Praxis auf und setzte seine Arbeit am Institut nach dessen Emigration an die Columbia University fort. 1950 siedelte Fromm von New York nach Mexiko über und verbrachte schließlich ab 1973 seine letzten Lebensjahre in Locarno in der Schweiz. Den Wohnsitz in New York gab er jedoch nie ganz auf, einige Monate verbrachte er dort jedes Jahr.

In der Emigration gelang es Fromm, zahlreiche wissenschaftliche Kontakte zu knüpfen und den Anschluss an die Human- und Sozialwissenschaften in den USA zu finden. 1940 erhielt er die amerikanische Staatsbürgerschaft. Tatsächlich fühlte sich Fromm ab seiner Emigration in erster Linie als Amerikaner; auch war er unter den Kollegen des Instituts für Sozialforschung derjenige, der am besten Englisch sprach und bereits ab 1938 nur noch in englischer Sprache publizierte. Mithilfe von Englisch sprechenden Klienten hatte er seine Kenntnisse, die anfangs nicht über das Niveau eines Schulenglisch hinausreichten, vor allem in seiner Berliner Zeit perfektioniert.

Während sich Erich Fromm rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte, gelang dies einem Großteil seiner Familie nicht. Sein Vater, Naphtali Fromm, hatte neun Geschwister, von denen

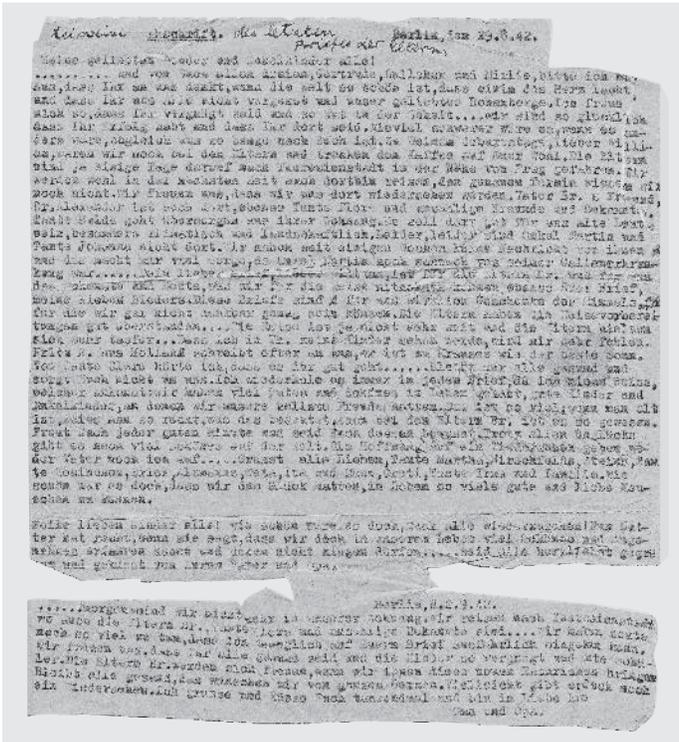
einige kinderlos geblieben und meist bereits verstorben waren, als Hitler an die Macht kam. Der Vater selbst kam an zweit-letzter Stelle in der Geschwisterreihe und starb Ende 1933. Die noch lebende Verwandtschaft väterlicherseits war somit klein und entging weitgehend der Vernichtung: Erich Fromms Cousine Gertrud Fromm zog bereits 1934 zum Studium in die Schweiz, blieb dort und heiratete später den Schweizer Maler Max Hunziker. Der jüngste Bruder des Vaters, Simon Fromm, emigrierte nach Baltimore in den USA.

Fromms Mutter, Rosa Fromm, geborene Krause, zögerte bis nach der Reichspogromnacht mit der Emigration, gelangte dann mit Hilfe ihres Sohnes 1939 zunächst nach England und von dort 1941 nach New York, wo sie 1959 verstarb. Geschwister hatte Erich Fromm keine.

Die Familie mütterlicherseits war weitaus größer als die des Vaters. Sie lebte vor allem in Berlin und war durch ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl geprägt.<sup>9</sup> Von den fünf Geschwistern der Mutter Fromms wurden zwei Opfer der Judenvernichtung. Die nächstältere Schwester Sophie und ihr Mann David Engländer kamen in Theresienstadt um. Fromm bemühte sich des Weiteren intensiv darum, dem nächstjüngeren Bruder der Mutter, seinem Onkel Martin Krause und dessen Frau Johanna, noch nach Kriegsbeginn eine Ausreise zu ermöglichen. Vergebens – sie wurden nach Osten in das Lager Trawniki deportiert und dort 1942 ermordet. Der ältesten Schwester der Mutter, Martha, gelang noch 1939 mit ihrem Mann Bernhard Stein die Ausreise nach Brasilien zu ihren Kindern Fritz und Charlotte.

Einen intensiven Kontakt hatte Erich Fromm auch zur Familie einer Cousine seiner Mutter, zu Gertrud Brandt. Sie war die Tochter des Talmudgelehrten Ludwig Krause aus Posen, von dem Erich seinen ersten Talmudunterricht erhalten hatte. Gertrud Brandt hatte drei Söhne und eine Tochter. Heinz Brandt, der älteste, verbrachte als bekennender Kommunist die 1930er Jahre im Zuchthaus Oranienburg und die Zeit bis zum Kriegsende im KZ Dachau. Mit ihm hatte Erich Fromm am meisten Kontakt. Vor allem versuchte er – wenn auch vergeblich – von New York aus, dem neun Jahre jüngeren Heinz nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Oranienburg im Spätherbst 1940 eine Ausreise nach Shanghai (und von dort in

<sup>9</sup> Stammbäume der Familie des Vaters und der Mutter von Erich Fromm finden sich in Funk: Erich Fromm [wie Anm. 1], S.10 und 14.



4 Der letzte Brief von Fromms Tante Sophie Engländer und ihrem Mann David vor der Deportation nach Theresienstadt. Der Brief vom 29. Mai 1942 ist im Nachlass Fromms unter den persönlichen Dokumenten zu finden

die USA) zu ermöglichen. Heinz Brandt lebte nach dem Krieg in der DDR, siedelte nach dem Mauerbau nach Westdeutschland über und wurde 1961 von der Stasi in Westberlin gekidnappt. Als „Verräter“ der sozialistischen Idee saß er bis 1964 in der DDR erneut im Gefängnis.<sup>10</sup>

Auch das Schicksal der anderen drei Kinder von Gertrud Brandt ist erschreckend: Der zweite Sohn, Richard Brandt, floh nach Moskau und wurde dort 1938 von Stalins Schergen ermordet. Gertrud Brandts einzige Tochter, Lili Brandt, war bereits 1932 nach Moskau gegangen, wurde dort Ärztin und kehrte erst 1984 nach Deutschland zurück. Das vierte Kind, Wolfgang, der an einem Down-Syndrom litt, wurde mit Gertrud 1942 nach Ostrow-Lubelski (bei Lublin) deportiert und starb dort. Gertrud half als Fürsorgerin im Lager der Deportierten. Erich Fromm schickte ihr, so lange es möglich war, Geld. Ihre Korrespondenz mit Erich und mit einer in New York lebenden Bekannten von ihm namens Jacobs hat sich erhalten

<sup>10</sup> Heinz Brandt: Ein Traum, der nicht entführbar ist. Mein Weg zwischen Ost und West. München 1967.

und macht uns mit einer Frau bekannt, die nicht nur ein feines literarisches Sprachgefühl besaß, sondern auch in aller Not und Verzweiflung das Leben zu lieben imstande war. Sie wurde 1943 in ein (nicht identifiziertes) Todeslager verschleppt und dort ermordet.<sup>11</sup>

In den Briefen der Verwandtschaft taucht Erich Fromm immer wieder als letzter Hoffnungsträger auf: nicht nur, dass er Wege kannte und Kontakte hatte, mit deren Hilfe man vielleicht doch noch eine Chance hatte, aus Deutschland herauszukommen; wer immer ein Affidavit brauchte, um zu belegen, dass es bei einer Einreise in die USA einen Bürgen für das finanzielle Auskommen gibt, wandte sich an Fromm, der zudem in den zuständigen New Yorker Behörden seinerseits die betreffenden Sachbearbeiterinnen und Sachbearbeiter persönlich kannte.

### Die persönliche Bewältigung der Schoa

Der Briefwechsel, den Erich Fromm in den 1930er Jahren mit Max Horkheimer führte<sup>12</sup>, lässt keinen Zweifel daran, dass beide die Absichten Hitlers schon sehr früh erkannt hatten. Doch weder davon, noch von Fromms persönlicher Betroffenheit findet sich etwas in seinen eigenen Veröffentlichungen. Das Schweigen jüdischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler über ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Holocaust wurde von Jochen Fahrenberg untersucht<sup>13</sup> und ist in jedem Fall bemerkenswert;<sup>14</sup> dabei ist jedoch zu bedenken,

<sup>11</sup> Meine Kontakte im Jahr 2004 zu in Wien lebenden Nachfahren von Sophie und David Engländer sowie zu Lili Brandt, der von Moskau nach Frankfurt zurückgekehrten Tochter von Gertrud Brandt, ermöglichten den Zugang zu einer umfassenden Korrespondenz aus den Jahren 1938 bis 1942, die im Erich Fromm Archiv in Tübingen einsehbar ist. Einige Briefe wurden von mir und (in englischer Übersetzung) Roger Frie veröffentlicht. Vgl. Rainer Funk: Erleben von Ohnmacht im Dritten Reich. Das Schicksal der jüdischen Verwandtschaft Erich Fromms, aufgezeigt anhand von Dokumenten und Briefen auf dem Weg in die Vernichtung. In: Fromm Forum 9 (2005), S. 35–79.

<sup>12</sup> Vgl. die Bände 15 bis 17 der von Gunzelin Schmid Noerr herausgegebenen *Gesammelten Schriften* Max Horkheimers (Frankfurt am Main 1995).

<sup>13</sup> Jochen Fahrenberg: Annahmen über den Menschen. Menschenbilder aus psychologischer, biologischer, religiöser und interkultureller Sicht. Heidelberg 2004, S. 325–327.

<sup>14</sup> Rainer Funk: Erich Fromm und der Holocaust. Ein Beitrag zur deutsch-jüdischen Kulturgeschichte. In: Mark Gelber, u. a. (Hg.): Integration und Ausgrenzung. Festschrift für Hans Otto Horch zum 65. Geburtstag. Tübingen 2009, S. 322–333.



5 Erich Fromm in New York, 1940

dass es bis in die 1970er Jahre allgemein weitgehend tabu war, in wissenschaftlichen Publikationen von sich, eigenen Erfahrungen und eigener Betroffenheit zu schreiben. Dies trifft verstärkt auch auf Erich Fromm zu. Selbst in den Interviews, die er im Alter zu seinem Leben und über das ‚Dritte Reich‘ gab,<sup>15</sup> sucht man vergebens nach seinen eigenen Erfahrungen oder denen seiner Verwandtschaft in der Schoa.

Dieses „Schweigen“ über sein persönliches Erleben bedeutet jedoch beileibe nicht, dass Fromm als Wissenschaftler geschwiegen hätte, im Gegenteil. Im Unterschied zu den meisten Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytikern seiner Zeit erhob Fromm sehr deutlich seine Stimme. In seinem Buch *Escape from Freedom* lieferte er 1941 mit der Darstellung des autoritären Charakters eine sozialpsychologische Erklärung für den Aufstieg von Hitler, vor allem aber eine „Psychologie des Nazismus“, die ihre Wirkung nicht verfehlte.<sup>16</sup> Das Buch trug ganz wesentlich dazu bei, dass Fromm bis in die 1960er Jahre in den USA der bekannteste Psychoanalytiker der Gesellschaft war.

<sup>15</sup> Erich Fromm: Im Namen des Lebens. Ein Porträt im Gespräch mit Hans Jürgen Schultz [1974]. In: GA XI (wie Anm. 2), S. 609–630; Ders.: Hitler – wer war er und was heißt Widerstand gegen diesen Menschen? [1974]. In: GA XI (wie Anm. 2), S. 365–378.

<sup>16</sup> Rainer Funk: Erich Fromm: Die Furcht vor der Freiheit. In: Helmut Lück, Rudolf Miller, Gabriela Sewz (Hg.): *Klassiker der Psychologie. Die bedeutenden Werke: Entstehung, Inhalt und Wirkung*. Stuttgart 2018, S. 295–302; Ders.: Erich Fromm – Die Furcht vor der Freiheit. In: *Forum der Psychoanalyse* 28, 3 (2022).

Beim Umgang Erich Fromms mit den Erfahrungen der Schoa lassen sich zwei Aspekte unterscheiden: Der eine betrifft die politischen und sozialen Problemlagen, die Fromm zu Analysen und Stellungnahmen veranlassten; der andere das Menschenbild und die humanwissenschaftlichen Erkenntnisse, die ihn bei seiner Arbeit leiteten.

Bei den vielfältigen politischen Aktivitäten Fromms vor allem in den 1950er und 1960er Jahren<sup>17</sup> fällt zum einen die Sensibilität für Geflüchtete und Folteropfer auf sowie seine Sorge vor einem atomaren Krieg und sein entschiedenes Eintreten gegen den Vietnamkrieg. Mit Blick auf die Schoa ist bemerkenswert, dass sich Fromm bereits 1948 bei der Gründung des Staates Israel mit ganzer Kraft für das Lebensrecht der Palästinenser und für eine Zwei-Staaten-Lösung einsetzte.<sup>18</sup> Mit seiner Verurteilung des Sechs-Tage-Krieges<sup>19</sup> handelte er sich zahlreiche Ausladungen von jüdischen Organisationen ein.

Noch skeptischer als dem Staat Israel stand Fromm der deutschen Nachkriegspolitik gegenüber: In politischen Pamphleten an die Adresse amerikanischer Kongressabgeordneter<sup>20</sup> warnte er vor alten Nazigrößen in der deutschen Politik, vor der Wiederbewaffnung Deutschlands, der deutschen Ost- und Berlinpolitik, der Beteiligung Deutschlands an der atomaren Aufrüstung, den Notstandsgesetzen von 1968 sowie vor Franz Josef Strauß.

Bleibt die Frage, welche Rolle die humanwissenschaftlichen Erkenntnisse und das Menschenbild spielten, die Fromm bei seinem Umgang mit der Schoa leiteten. Aufgrund seines Weltbestsellers *Die Kunst des Lebens* (1956)<sup>21</sup> wird das wissenschaftliche und humanistische Denken Fromms gern in die Ecke des naiven oder idealistischen „Gutmenschentums“ gestellt. Es stimmt zwar, dass er zur Frage der primären Liebesfähigkeit des Menschen geforscht hat. Die Frage, die ihn wirklich bewegte, war aber zeitlebens, weshalb viele Menschen

<sup>17</sup> Vgl. Fromms Beiträge in Band V und Band XI der Erich Fromm Gesamtausgabe (wie Anm. 2) sowie Hardeck: Erich Fromm (wie Anm. 5); Friedman: Erich Fromm (wie Anm. 3).

<sup>18</sup> Erich Fromm: Für eine Kooperation zwischen Israelis und Palästinensern [1948, 1990]. In: GA XI (wie Anm. 2), S. 523–527.

<sup>19</sup> Ders.: Märtyrer und Helden [1948, 1990]. In: GA XI (wie Anm. 2), S. 514–520.

<sup>20</sup> Vgl. die „Stellungnahmen zu aktualpolitischen Fragen“ in Band XI der Erich Fromm Gesamtausgabe (wie Anm. 2), S. 381–542.

<sup>21</sup> Erich Fromm: *Die Kunst des Lebens* [1956]. In: GA IX (wie Anm. 2), S. 437–518.

irrational und destruktiv handeln. Diese Frage beschäftigte Fromm schon als Talmudstudent und während seiner psychoanalytischen Ausbildung; die Erfahrungen der Schoa verstärkten seine Suche nach wissenschaftlichen Antworten vor allem in den 1960er und 1970er Jahren.

In seinem Alterswerk *Anatomie der menschlichen Destruktivität* (1973)<sup>22</sup> referiert Fromm ein breites Spektrum unterschiedlichster entwicklungsbiologischer, historischer und kulturanthropologischer Forschungen, um in Abgrenzung von Sigmund Freud und Konrad Lorenz belegen zu können, dass es spezifische Formen der Destruktivität gibt, nämlich die Lust am Quälen (Sadismus), das Angezogenensein vom Destruktiven (Nekrophilie) und eine zerstörerische Wut (die narzisstische Gewalttätigkeit), die sich nur beim Menschen nachweisen ließen. Sie müssten deshalb aus der besonderen neuronalen Situation des Menschen und seiner historischen Lebenspraxis erklärt werden und ließen sich nicht aus der vom Tier ererbten genetischen Ausstattung ableiten respektive auf tierische Instinkte oder Triebe zurückführen.

Fromm zufolge ist der Mensch zu beidem fähig, der Förderung des Lebens und der Zerstörung desselben. So liege es in seiner Verantwortung und an den von ihm gestalteten Lebensverhältnissen, ob er mehr von dem einen oder mehr von dem anderen angezogen wird und seinen Charakter und seine Verhaltensweisen entsprechend entwickelt. Wenn sich die genannten Formen des Destruktiven evolutionsbiologisch nicht bei Tieren und somit Vorfahren des Menschen nachweisen lassen, dann liegt die Antwort nahe, dass sich diese Arten der Destruktivität beim Menschen erst sekundär und immer dann entwickeln, wenn die primäre Möglichkeit, nämlich die eigenen schöpferischen Kräfte zu entfalten, vereitelt wird. Für Fromm ist bereits in seinem Werk *Die Furcht vor der Freiheit* die „Destruktivität [...] das Ergebnis ungeliebten Lebens“<sup>23</sup>. In seinem Alterswerk lieferte er dafür die empirischen Belege und erstellte ausführliche Psychogramme von Himmler und Hitler, die zeigen, wie Sadismus und Nekrophilie aus ihrer Lebenspraxis erwachsen und dominierende motivationale Antriebskräfte werden konnten.<sup>24</sup>

<sup>22</sup> Ders.: *Anatomie der menschlichen Destruktivität* [1973]. In: GA VII (wie Anm. 2).

<sup>23</sup> Ders.: *Die Furcht vor der Freiheit* [1941]. In: GA I (wie Anm. 2), S. 324.

<sup>24</sup> Ders.: *Anatomie* (wie Anm. 22), S. 271–291 und 335–393.

Humanismus ist für Fromm deshalb auch sehr wohl nach Auschwitz möglich. Auch lässt sich ihm zufolge humanwissenschaftlich weder eine negative Dialektik begründen noch psychologisch nachweisen, dass es kein richtiges Leben im falschen geben könne. Für Fromm wurzeln solche Denkfiguren in einem negativen Menschenbild, für das es im abendländischen Denken seit Augustinus eine Präferenz gibt, die er aufgrund seiner orthodoxen jüdischen Sozialisierung nie teilte. Sie erklärt, weshalb Fromm andere Konsequenzen aus der Schoa gezogen hat und einen anderen Weg fand, mit ihr umzugehen als viele seiner früheren Kollegen und Zeitgenossen.

BILDNACHWEIS  
Abb. 1–5 Literary Estate of  
Erich Fromm, Tübingen

## Dr. Evita Wiecki (10. 1. 1968 – 12. 6. 2022)

In der Mitte ihrer Schaffenskraft wurde unsere geschätzte Kollegin Evita Wiecki nach einer schweren und von ihr mit großer Kraft und Geduld ertragenen Leidenszeit aus dem Leben gerissen.

Evita Wiecki wirkte nach ihrem Studium an der Universität Bamberg und ihrer dortigen Tätigkeit als Lektorin für Polnisch sowie der Lehrtätigkeit als Jiddisch-Dozentin an der Universität Regensburg seit 2010 als Lektorin für jiddische Sprache an der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU. Sie unterrichtete jiddische Sprache und Kultur in all ihren Schattierungen und war als engagierte Lehrerin, die ihre Studierenden forderte und förderte, äußerst beliebt. In den über zehn Jahren, die sie an der LMU wirkte, hat sie bei mehreren Generationen von Studierenden bleibende Spuren hinterlassen. Für viele von ihnen war sie mehr als nur eine Dozentin. Sie war eine Mentorin, die auch Jahre nach dem Studium noch Verbindungen zu ihren ehemaligen Studierenden aufrechterhielt. Es gelang ihr, ihnen über die jiddische Sprache hinaus die Vertrautheit mit einem ganzen Kulturbereich zu vermitteln. Den Studierenden öffnete sie eine völlig neue Welt – eine Welt, die in der Shoa weitgehend vernichtet wurde.

Evita Wiecki war auch eine im Kolleg\*innenkreis hochgeachtete Wissenschaftlerin. Ihre an der Universität Düsseldorf eingereichte Promotion „Ein Jude spricht Jiddisch. Geschichte des säkularen Jiddisch-Lehrbuchs im Polen des 20. Jahrhunderts“ ist die erste größere Forschungsarbeit zur Geschichte der Jiddisch-Lehrbücher überhaupt. Mit dieser Arbeit hat Evita Wiecki einen vorher kaum berücksichtigten Gegenstand intensiv in seinem historischen Kontext erforscht. Diese Arbeit erforderte vertiefte historische, sprachliche und kulturelle Kenntnisse, die nur wenige Wissenschaftler\*innen besitzen. Sie hat intensive Archivforschung betrieben und eine Vielzahl an Lehrbüchern untersucht. Besonders bemerkenswert ist, dass sie auch die noch für ca. ein Jahrzehnt nach der Shoa bestehende jiddische Lehrtätigkeit unter dem verbliebenen Rest



der polnischen Juden untersucht hat. Ihre Studie hat die Jiddisch-Lehrbuchforschung auch für andere Disziplinen geöffnet. In zahlreichen Aufsätzen hat sie die Geschichte der Jiddisch-Lehre weiter vertieft und neue Perspektiven aufgezeigt.

Ein Glanzstück ihrer weit über die Universität hinaus ausstrahlenden Forschungstätigkeit und ihres bewundernswerten Talents, Menschen zusammenzuführen, war ihre Federführung bei der Erforschung der unmittelbaren Nachkriegszeit des Klosters St. Ottilien, das 1945 bis 1948 als Unterkunft für jüdische Displaced Persons diente. Evita Wiecki war 2018 maßgeblich an der Organisation einer internationalen Konferenz beteiligt, die im Kloster stattfand und an der zahlreiche noch lebende „Ottilien-Babys“ aus aller Welt teilnahmen. Ein dauerhafter Rundweg mit zahlreichen Informationstafeln, die über die DP-Geschichte des Klosters informieren, geht auf ihr Engagement zurück.

Neben Lehre und Forschung widmete sie sich auch zahlreichen anderen Aufgaben in der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur. Sie war maßgeblich beteiligt an der Gestaltung und Organisation der jährlichen Europäischen Sommeruniversität für Jüdische Studien in Hohenems. Die Sommeruniversität, die jedes Jahr Studierende aus drei Ländern anzieht und zu einer unverzichtbaren Erfahrung vieler auf dem Gebiet der Jüdischen Studien Tätigen geworden ist, war ganz mit ihrer Person verbunden. Sie hat sich um nahezu alle Aspekte dieser mittlerweile im akademischen Betrieb fest verankerten Veranstaltung gekümmert. Alle, die einmal daran teilgenommen haben, werden sie für immer auch mit Evita Wiecki verbinden. Es ist kaum vorstellbar, wie künftig diese Sommeruniversität ohne sie auskommen wird.

Seit einigen Jahren war Evita Wiecki maßgeblich am Aufbau des Masterstudiengangs Jüdische Studien an der LMU beteiligt. Wie in anderen Bereichen, so kam ihr auch hier ihre Fähigkeit, Verbindungen zwischen Menschen und Institutionen herzustellen, zugute. Es gelang ihr, eine zwischen drei verschiedenen Fakultäten mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Interessen ausgehandelte Vereinbarung mitzugestalten und an den Feinheiten der Studienordnung entscheidend mitzuwirken. Wenn dieser Studiengang einmal seine Tätigkeit aufnehmen wird, sollten die Studierenden wissen, dass er auch auf Evita Wieckis Wirken zurückgeht.

Ein weiterer Bereich, der für Evita Wiecki äußerst wichtig war, ist derjenige der Vermittlung jiddischer Sprache und Kul-

tur für eine breite Öffentlichkeit. So initiierte sie die jährlich stattfindenden Scholem-Alejchem Lectures. Hierzu kommen jedes Jahr international führende Wissenschaftler\*innen nach München, um einen Fachvortrag, der auch für ein größeres Publikum relevant ist, in jiddischer Sprache zu halten. Durch ihre weltweite Vernetzung gelang es ihr, die führenden Kolleg\*innen aus Nord- und Südamerika, Israel, Frankreich und Osteuropa nach München zu bringen. Sie hat München damit auch auf die Karte der weltweiten Jiddisch-Studien gesetzt. Für viele aus dem Publikum waren diese populären Vorträge oftmals die erste und einzige Möglichkeit, heute noch Jiddisch-Sprecher live zu erleben.

Neben all ihren akademischen und organisatorischen Leistungen war Evita Wiecki aber vor allem jemand, die sich immer für ihre Studierenden und Kolleg\*innen eingesetzt hat, im Kolleg\*innenkreis weit über das Historicum hinaus beliebt war und die die Förderung des Jiddischen in ihrem Herzen trug.

Die volle Tragweite dieses Verlusts werden wir wohl erst langsam begreifen und in angemessene Worte fassen können. In dieser schweren Zeit gilt unsere Anteilnahme vor allem ihren beiden Söhnen Jakob und Theo, auf die sie so unendlich stolz war und die auf ihre Mutter so stolz sein können.

Die Erinnerung an Evita Wiecki wird für uns alle für immer ein Ansporn bleiben.

*Michael Brenner*

## Bilderschau I:

Impressionen von den Feierlichkeiten anlässlich  
des 25-jährigen Bestehens des Lehrstuhls  
für Jüdische Geschichte und Kultur am 15. Juni 2022



Miriam Rürup  
(Direktorin des Moses  
Mendelssohn Zentrums  
Potsdam und Vorsitzende der  
Wissenschaftlichen  
Arbeitsgemeinschaft des  
Leo Baeck Instituts)



Michael Brenner



Michael A. Meyer (Ehemaliger Präsident des Leo Baeck Instituts): „Rabbiner Leo Baeck als Repräsentant des deutschen Judentums. Was hat er uns heute zu sagen?“



Wolfgang Beck und Michael A. Meyer



Michael Brenner, Michael A. Meyer, Miriam Rürup

## Bilderschau II:

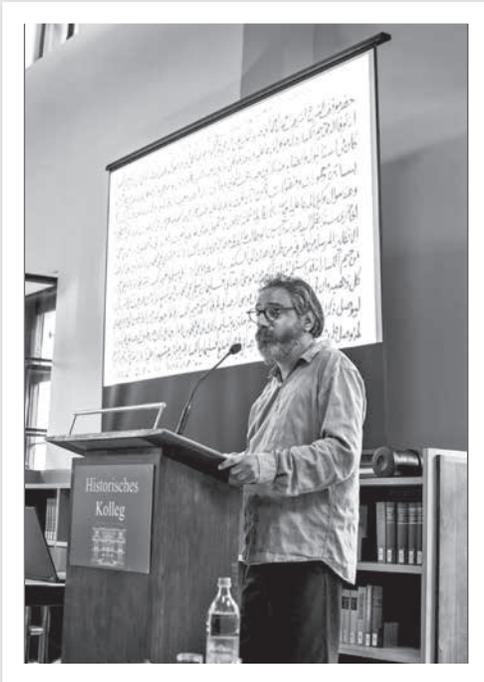
Die Internationale Konferenz „The Final Chapters: Twentieth-Century Jewish Communities in the Muslim World. Comparative Perspectives“ am 21. und 22. Juni 2022 im Historischen Kolleg München



Konrad O. Bernheimer, Norman Stillman



Norman Stillman (Jerusalem/University of Oklahoma):  
„Prelude to Exodus: The Transformation of the Jews  
of the Islamic World in Modern Times“



Menashe Anzi (Ben Gurion University)



Michelle Campos (Pennsylvania State University)



Alon Tam (UCLA)



Sasha Goldstein-Sabbah (University of Groningen)



Lior Sternfeld (Pennsylvania State University)



Aomar Boum (UCLA)



Mona Yahia (Köln):  
„When the Grey Beetles Took Over Baghdad“

## Nachrichten und Termine

Neues von Mitarbeitern und Absolventen / Veranstaltungen / Nachrichten vom Freundeskreis des Lehrstuhls

### NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Das Wintersemester 2022/23 bringt zahlreiche Umbrüche für den Lehrstuhl mit sich:

**PD Dr. Philipp Lenhard**, der seit 2014 als Akademischer Rat am Lehrstuhl tätig war und im Februar 2022 die *Venia legendi* für Neuere und Neueste sowie Jüdische Geschichte an der LMU erhielt, lehrt seit 1. August 2022 als DAAD Associate Professor of History and German an der Universität Berkeley. Wir gratulieren ihm herzlich und wünschen ihm alles Gute für diese Aufgabe!

**Dr. Daniel Mahla**, der seit 2015 das Zentrum für Israel-Studien (ZIS) koordiniert hat, ist im September an die Universität Haifa gewechselt. Dort wird er als Senior Lecturer am Institut für jüdische Geschichte und am Haifa Center for German and European Studies tätig sein. Auch ihm gratulieren wir und wünschen für die Zukunft alles Gute!

**Nicole Singer**, die seit 2014 Sekretärin am Lehrstuhl war, wird im November

in ihren wohlverdienten Ruhestand treten. Wir bedanken uns herzlich für ihre jahrelange vielseitige Tätigkeit, die dafür sorgte, dass die täglichen Geschäfte des Lehrstuhls reibungslos verliefen. Ihre freundliche und kompetente Unterstützung wird allen unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern fehlen. Wir wünschen ihr alles Gute für die Zukunft!

Einen besonders schweren Verlust musste der Lehrstuhl im Juni 2022 verkraften. Wir trauern um **Dr. Evita Wiecki**, die langjährige Jiddisch-Lektorin des Lehrstuhls, die nach schwerer Krankheit von uns gegangen ist. Evita Wiecki hat als Wissenschaftlerin, Lehrerin, Kollegin und Freundin für den Lehrstuhl und darüber hinaus einen unvergesslichen Eindruck hinterlassen. Sie wird uns allen eine Inspiration für die Zukunft sein. Ein ausführlicher Nachruf von Prof. Brenner findet sich in dieser Zeitschrift.

Neben den vielen Abschieden gibt es jedoch auch Erfreuliches zu berichten:

Eine besondere Freude ist es, im Wintersemester 2022/23 **Prof. Dr. Derek J. Penslar** als ersten Brodt Foundation



Prof. Dr. Derek J. Penslar (Foto: Privat)

Gastprofessor am Lehrstuhl begrüßen zu können. Penslar ist William Lee Frost Professor of Jewish History an der Harvard Universität. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen zählen *Jews and the Military: A History* (Princeton University Press, 2013) und *Theodor Herzl: The Charismatic Leader* (Yale University Press, 2020). Derzeit arbeitet er an einem Buch mit dem Titel *Zionism: An Emotional State*. Im Wintersemester wird Derek Penslar die Vorlesung „The State of Israel in Comparative Perspective“ halten sowie ein Seminar zum Thema „The 1948 Arab-Israeli War: Between History and Memory“ anbieten. Wir bedanken uns ganz herzlich bei Jakob und Aline Brodt für die großzügige Förderung. Die Gastprofessur wird neben der Brodt Foundation vom Israel Institute gefördert.



Dr. Tawfiq Da'adli (Foto: Privat)

Darüber hinaus dürfen wir **Dr. Tawfiq Da'adli** als Gastprofessor für Arabisch-Israelische Koexistenz in München begrüßen. Da'adli ist Archäologe und Kunsthistoriker und lehrt an der Hebräischen Universität Jerusalem in den Fachbereichen Islam und Nahoststudien sowie Kunstgeschichte. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählt u.a. die islamische materielle Kultur des Mittelalters. Neben der Durchführung zahlreicher archäologischer Ausgrabungen forscht er u.a. zu illustrierten Manuskripten aus dem Iran. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen zählt die Monografie *Esoteric Images: Decoding the Late Herat School of Painting*, die 2019 bei Brill erschienen ist. Im Dezember wird Tawfiq Da'adli ein Blockseminar zum Thema „Palestine to Israel: Urban Change, Heritage and History“ anbieten.



Julia Schneidawind (Foto: © Peter Pflaum)

**Julia Schneidawind**, die seit 2021 als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt Judentum in Bayern an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (BAW) tätig war, wird ab Oktober als wissenschaftliche Assistentin an den Lehrstuhl zurückkehren. Sie hat im Sommer ihre Dissertation zum Thema „Schicksale und ihre Bücher: Deutsch-jüdische Privatbibliotheken zwischen Jerusalem, Tunis und Los Angeles“ eingereicht.

**Julia Treindl**, abgeordnete Lehrkraft, wurde für ihr Seminar „Common Places, Common Times: Eine interaktive Karte zur deutsch-jüdischen Geschichte“ mit dem LMU-Lehre-Innovationspreis ausgezeichnet. Im Rahmen ihrer Lehrveranstaltung haben Studierende eine digitale, interaktive Landkarte erarbeitet, die Einträge zur mittelalterlichen, neueren und neuesten jüdischen Geschichte enthält. Die interaktive, digitale Karte ist unter

<https://commontimes.de> online abrufbar. Wir gratulieren Julia Treindl ganz herzlich zu dieser Auszeichnung!

**Prof. Dr. Cornelia Wilhelm**, apl. Professorin am Lehrstuhl, wurde mit ihrem Projekt „Trials and Transmissions: Mapping the Legacy of the German Refugee Rabbinate“ in das DFG-Schwerpunktprogramm Jüdisches Kulturerbe aufgenommen. Sie plant die Erstellung eines englischsprachigen digitalen prosopografischen Forschungsportals, das die Vermittlung, Konstruktion und Instrumentalisierung jüdischen Kulturerbes und des Vermächtnisses geflohener deutscher Rabbiner in den USA (ca. 250 Rabbiner) untersucht. Das Forschungsportal wird in einer interdisziplinären Kooperation zusammen mit der IT-Gruppe Geisteswissenschaften (ITG) der LMU München erstellt. Kooperationspartner des Projektes sind das Leo Baeck Institute New York und das Goldstein Goren Center for American Jewish History an der New York University.

Die von **Dr. Martina Niedhammer** betreute und mitverfasste Überblicksgeschichte *Zwischen Prag und Nikolsburg. Jüdisches Leben in den böhmischen Ländern*, herausgegeben von Kateřina Čapková und Hillel J. Kieval, wurde am 19. Mai 2022 im Goethe-Institut Prag mit dem Otokar-Fischer-Preis des „Institut pro studium literatury“ und des Adalbert Stifter-Vereins für das beste deutschsprachige germanobohemistische Werk des Jahres

2022 ausgezeichnet. Das Buch, das im Januar 2020 am Lehrstuhl vorgestellt wurde, liegt inzwischen bereits auf Englisch (University of Pennsylvania Press) sowie auf Tschechisch (Lidové Noviny) vor. Ende des Jahres wird die hebräische Fassung bei Bar-Ilan University Press erscheinen.

## VERANSTALTUNGEN

### Rückblick

Ein besonderes Ereignis des Sommersemesters stellte die Festveranstaltung anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Lehrstuhls dar, welche am 15. Juni in der Großen Aula der LMU stattfand (siehe Bilderschau auf S.110–111). Im Anschluss an die Begrüßung durch **Prof. Dr. Hans van Ess**, Vizepräsident der LMU, dem Grußwort von **Prof. Dr. Miriam Rürup** (Direktorin des Moses Mendelssohn Zentrums Potsdam und Vorsitzende der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Leo Baeck Instituts) und der Einführung von **Prof. Dr. Michael Brenner** hielt **Prof. Dr. Michael A. Meyer** (Hebrew Union College, Cincinnati) die diesjährige Yerushalmi Lecture unter dem Titel „Rabbiner Leo Baeck als Repräsentant des deutschen Judentums: Was hat er uns heute zu sagen?“. Dieser Vortrag wird als Podcast nachzuhören sein. Zudem ist eine Podcast-Folge zum 25-jährigen Lehrstuhljubiläum unter <https://www.jgk.geschichte.uni-muenchen.de/podcast/index.html> abrufbar.

Am 23. Juni sprach **Michael Brenner** mit der Journalistin und Autorin **Ame-lie Fried** zum Thema „Jüdisches Leben und Antisemitismus heute“ in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (BAW). Die Veranstaltung fand im Rahmen der von Michael Brenner geleiteten Ad hoc-AG „Judentum in Bayern“ statt, die im Oktober 2021 an der BAW eingerichtet wurde.

**Philipp Lenhard** hielt am 28. Juni 2022 seinen Habilitationsvortrag „Wahlverwandtschaften. Eine Kulturgeschichte der Freundschaft im deutschen Judentum, 1888–1938“. Die Arbeit wird 2023 bei Mohr Siebeck in der Reihe „Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts“ als Buch erscheinen.

Unter dem Titel „The Mystery of the Missing Crime Writer: On Writing Crime Fiction in Hebrew“ referierte am 19. Juli 2022 der Autor und Literaturwissenschaftler **Dror Mishani** (Tel



Dror Mishani (Foto: © Thomas Hauenberger)

Aviv). Mishani lehrt an der Universität Tel Aviv und ist Autor mehrerer Kriminalromane (u. a. *Vermisst, Drei* und *Vertrauen*), die in über 20 Sprachen übersetzt wurden und zahlreiche internationale Auszeichnungen erhielten. Mishani hatte im Sommersemester die Amos Oz Poetik-Gastprofessur für Hebräische Literatur inne.

**Julia Treindl** bot auch im Sommersemester wieder zahlreiche Veranstaltungen und Fortbildungen für Lehramtstudierende an. So fand zwischen dem 30. Mai und 1. Juni 2022 das Studienforum Jüdische Geschichte zum Thema „Gegeneinander, nebeneinander – miteinander? Israel, die Israelis und ihre arabischen Nachbarn in Geschichte und Gegenwart“ an der Akademie für politische Bildung in Tutzing statt. Im Rahmen der dreitägigen Veranstaltung wurde interessierten und engagierten Schülerinnen und Schülern der elften Jahrgangsstufe aus ganz Bayern die Möglichkeit geboten, sich in Vorträgen, Workshops und Diskussionen über die komplexe Lebenswirklichkeit im Nahen Osten zu informieren und auszutauschen.

Unter dem Titel „Der FC Bayern München und seine jüdische Geschichte. Lernen – Forschen – Vermitteln“ fand am 22. Juni 2022 eine Lehrerfortbildung in Kooperation mit dem FC Bayern Museum, der Bayerischen Museumsakademie, der Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung Dillingen statt. In Vorträgen, Gesprächen und

Workshops wurden Pädagoginnen und Pädagogen anhand der Vereinsgeschichte Konzepte zur Bildungsarbeit mit Jugendlichen vermittelt.

Im Rahmen einer von Julia Treindl und Daniela Andre (LMU) organisierten Lehrerfortbildung am 30. Juni zum Thema „Die Olympischen Spiele und das Olympia-Attentat 1972“ wurden Lehrerinnen und Lehrern Konzepte aufgezeigt, mit denen sich das Thema der Olympischen Spiele von 1972 in den Schulunterricht integrieren lässt.

## VORSCHAU

Am 25. Oktober stellt der Autor und Journalist **Hans-Hermann Klare** sein neues Buch *Auerbach. Eine jüdisch-deutsche Tragödie oder Wie der Antisemitismus den Krieg überlebte* (Aufbau Verlag, 2022) vor. Die in Kooperation mit dem Freundeskreis und der Literaturhandlung München ausgerichtete Veranstaltung, die von



Hans-Hermann Klare (Foto: © Jonas Wresch)

**Dr. Rachel Salamander** moderiert wird, beginnt um 19 Uhr in Raum M014 im Hauptgebäude der LMU.

Der Lehrstuhl lädt zudem herzlich zu den öffentlichen Vorträgen der Gastprofessoren ein:

**Derek Penslar** spricht am 7. Dezember im Rahmen der Eröffnung der Brodt Foundation Gastprofessur zum Thema „Zionism and the International Community: Between Gratitude and Betrayal“. Der Vortrag beginnt um 19 Uhr in Raum M014 im Hauptgebäude der LMU.

**Tawfiq Da'adli** hält am 12. Dezember den öffentlichen Vortrag der Gastprofessur für Arabisch-Israelische Koexistenz mit dem Titel „When Palestine turned into Israel: Contested Heritage“. Der Vortrag findet um 19 Uhr in Raum K001 im Historicum statt.

Um Anmeldung wird gebeten: [juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de](mailto:juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de).

Im Herbst findet im Rahmen des Projekts „Jüdisches Leben in Bayern“ an der BAdW in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur unter dem Titel „Spurensuche – Jüdisches Erbe in Bayern“ eine Vortragsreihe statt, für die renommierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gewonnen werden konnten:

Am 22. November 2022 spricht **Prof. Dr. Bernd Päffgen** (LMU) zum Thema „Lost traces? Materielle Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern vom Spätmittelalter bis in das 19. Jahrhundert“.

**Prof. Dr. Eva Haverkamp-Rott** referiert am 13. Dezember 2022 über „Jüdisches kulturelles Erbe aus dem mittelalterlichen Bayern“.

Am 10. Januar 2023 hält **Hans-Christof Haas** (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege) einen Vortrag über „Der Umgang mit Landsynagogen in Franken nach 1945: Zur Entwicklung von Nutzungs- und Restaurierungskonzepten“ und am 14. Februar 2023 spricht **Dr. Martina Edelmann** (Jüdisches Kulturmuseum Veitshöchheim) zu „Verborgene Schätze: Genisaforschung in Bayern“.

Weitere Informationen zur Vortragsreihe und zur Anmeldung unter <https://judentum-in-bayern.badw.de/forschungsthema.html>.

Weitere Informationen zu Veranstaltungen des Lehrstuhls werden separat mitgeteilt und über die Webseite des Lehrstuhls bekanntgegeben: <https://www.jgk.geschichte.uni-muenchen.de/aktuelles/termine/index.html>

## NEUES VOM FREUNDKREIS DES LEHRSTUHLIS

Auf der Mitgliederversammlung am 20. Juni 2022 ist **Dr. Wolfgang Piereth** (Schriftführer) aus dem Vorstand verabschiedet worden – für sein Engagement im Freundeskreis sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Dies bot Anlass zu einer Neuwahl der Vorstandschaft:

**Dr. Daniel Mollenhauer**, Lehrkraft für besondere Aufgaben am Historischen Seminar der LMU, ist neu in den Vorstand gewählt worden und übernimmt das Amt des Schriftführers; **Olga Mannheimer** (erste Vorsitzende), **Nermina Regenfuß** (stellvertretende Vorsitzende) und **Julia Schweisthal** (Schatzmeisterin) wurden in ihren Ämtern bestätigt. Die geschätzte Unterstützung durch **Karl Sneathlage** und **Stefan Fister** als Rechnungsprüfer wurde bekräftigt. Zur Freude der Lehrenden der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur konnte erneut eine Seminararbeit ausgezeichnet werden: **Corinne Theis** erhielt den Preis für ihre Arbeit „*Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?*“ *Johann Wolfgang von Goethes Werkzitate in Max Naumanns „Vom nationaldeutschen Juden“*.

Große Resonanz erfahren Sprachstipendien, so dass im Sommersemester 2022 insgesamt fünf Ulpan-Stipendien verliehen werden konnten – allen Ausgezeichneten sei herzlich gratuliert:

- **Florian Datz** (Gerald D. Feldman Stipendium, gestiftet vom Freundeskreis)
- **Maria Deischl** (gestiftet vom Freundeskreis)
- **Tobias Fischer** (Nikolaj-Kiessling-Stipendium, gestiftet vom Freundeskreis)
- **Luis Gruhler** (Leon und Lola Teicher-Stipendium, gestiftet von Dr. Eli, Samy und Maximilian Teicher)

- **Nadine Urbiczek** (Günther-Anders-Stipendium, gestiftet von Dr. Wolfgang Beck)

Ein Jiddisch-Sprachstipendium konnte in diesem Jahr nicht vergeben werden. Der Tod von **Dr. Evita Wiecki**, dem nicht nur im Rahmen dieser Zeitschrift, sondern auch auf der Mitgliederversammlung große Aufmerksamkeit zuteilwurde, hat auch den Freundeskreis tief getroffen, deren Schatzmeisterin Frau Wiecki fast ein Jahrzehnt lang gewesen ist. Ihr Engagement für die jiddische Sprache fortzuführen, ist ein wichtiges Anliegen. Daher freut uns die Einrichtung eines Evita-Wiecki-Jiddisch-Stipendiums sehr, das von unserem Kuratoriumsvorsitzenden **Dr. Paul Tauchner** gestiftet werden wird und das vom Freundeskreis zur Verfügung gestellte Jost-Blum-Stipendium ergänzt.

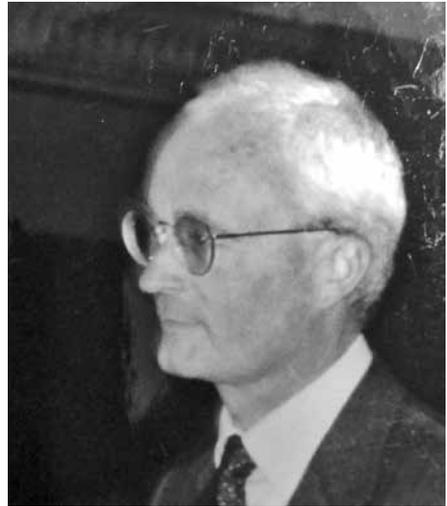
Wie wertvoll die Förderung von Studierenden durch Sprachstipendien ist, zeigten eindruckliche Erfahrungsberichte auf der Mitgliederversammlung. Auch Doktorandinnen kamen zu Wort, die teils individuell bei ihren Archivreisen, aber auch als Gruppe der Lehrstuhl-Doktoranden im Rahmen eines zweitägigen Chapter-Workshops im Sommersemester 2022 gefördert wurden. Für das nächste Semester dürfen wir uns somit auf Berichte abgeschlossener Dissertationen freuen.

Weitere Nachrichten werden an dieser Stelle zurückgestellt, um Raum zu lassen für den

## Nachruf auf Prof. Dr. Rudolf Kuhn (1939–2022)

Der Freundeskreis trauert um den ehemaligen Vorsitzenden seines Kuratoriums, Prof. Dr. Rudolf Kuhn. Als Kunsthistoriker galt sein Interesse vor allem der Komposition und dem Werkprozess in Theorie und Praxis in der Malerei von 1250 bis zum Barock und der Geschichte der Malerei und Skulptur in Italien von 1250 bis 1700. Er hat dazu zahlreiche wichtige Werke veröffentlicht.

Nach einer Lehrstuhlvertretung in Saarbrücken 1975/76 wirkte der in München promovierte und habilitierte Kunsthistoriker von 1977 bis zu seiner Emeritierung 2002 als Professor für Kunstgeschichte an der Universität München. In seinen eigenen Worten fasste er zusammen, was er als die Hauptaufgabe seiner Forschungen ansah: „In Forschung und Lehre suchte ich zu klären, wie ein Maler (oder Bildhauer/Plastiker) das, was er sichtbar machen, darstellen wollte, im Einzelnen figurierte und im Gesamten oder Ganzen seines Bildes syntaktisch artikuliert, wie er seine eigene Lebenserfahrung und die seiner Mitbürger aus dem gemeinsamen Leben und der gegenseitigen Beobachtung in Bildern und Bilderfolgen (d.h. Zyklen, Serien), zumeist anhand von geläufigen Geschichten, und diese Geschichten selbst, geklärt, bewusst und anschaulich machte; ich suchte beizutragen zu einer Art Philologie, Rhetorik, auch Rhythmik, insbe-



Prof. Dr. Rudolf Kuhn (Foto: privat)

sondere der Malerei, einschließlich des Werkprozesses, dieses nun nicht theoretisch, sondern – zu einer möglichen Theorie jederzeit zwar offen, doch: – einfach, empirisch, mit besonderem Augenmerk auf Wiederkehrendes.“

Kuhn verfasste eine Reihe grundlegender Werke auf dem Gebiet der Italienischen Malerei und Skulptur des Mittelalters und der Renaissance sowie über einige der Hauptmeister des Europäischen Barock. Darunter sind *Michelangelo: Die sixtinische Decke* (1975), *Komposition und Rhythmus. Beiträge zur Neubegründung einer historischen Kompositionslehre* (1980), *Gian Lorenzo Bernini. Gesammelte Beiträge zur Auslegung seiner Skulpturen* (1993), *Erfindung und Komposition in der monumentalen zyklischen Historienmalerei des 14. und 15. Jahrhunderts in Italien* (2000) und *Studienkunst vs. Phantasie-*

---

*kunst. Leonardo, Tizian und die Naturwirklichkeit* (2011).

Rudolf Kuhn war in seiner langjährigen Tätigkeit an der LMU besonders in der akademischen Selbstverwaltung aktiv, so als Dekan der Philosophischen Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften in den Amtszeiten 1981/83, 1993/95 und 1995/97, und im Akademischen Senat der Universität München in den Amtszeiten 1986/88, 1990/92 und 1998/2000.

Kaum jemand hat sich so sehr wie er für die Etablierung des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur eingesetzt. Er tat dies noch vor der Errichtung des Lehrstuhls im Rahmen des Vereins für Jüdische Geschichte und Kultur in Europa. Prof. Kuhn hat als Dekan dann alles in seinen Kräften Ste-

hende getan, um diesen Lehrstuhl würdig auszustatten. Er war als Dekan auch die entscheidende Kraft bei der Einrichtung der Professur für Islamische Kunstgeschichte und hat sich dafür eingesetzt, dass auch die jüdische Kunstgeschichte Berücksichtigung findet.

Rudolf Kuhn war von Anfang an aktiv in der Stiftung für Jüdische Geschichte und Kultur in Europa und wirkte von 2000 bis zu seiner Emeritierung 2002 als erster Vorsitzender des Kuratoriums des Freundeskreises des Lehrstuhls. Zudem war er auch an der Entstehung des Lehrstuhles für Zeitgeschichte beteiligt und konnte gemeinsam mit dem damaligen Kultusminister Zehetmaier und Rektor Heldrich den Spatenstich zum Bau des Historicum vollziehen.

## Autorinnen und Autoren

### Momme Brodersen

ist ehemaliger Ordinarius für Deutsche Literatur und Kulturgeschichte der Universität Palermo. Publikationen u. a. zu Walter Benjamin, Siegfried Kracauer, Hans Sahl und Marcel Proust. Mitherausgeber der Walter Benjamin-Ausgabe *Werke und Nachlaß* (Edition von Bd. 10, *Deutsche Menschen*, Suhrkamp 2008) sowie Autor von *Klassenbild mit Walter Benjamin. Eine Spurensuche* (Siedler Verlag 2012). Brodersen arbeitet gegenwärtig an einer umfassenden Geschichte der Familie Benjamin.

### Rainer Funk

verwaltet den Nachlass und die Rechte von Erich Fromm und war praktizierender Psychoanalytiker. Heute leitet er das *Erich Fromm Institut* in Tübingen. Von 1974 bis 1980 war Funk Fromms letzter wissenschaftlicher Mitarbeiter. Seine Dissertation hatte Fromms Sozialpsychologie und Ethik zum Thema. Eine von ihm 1980/81 herausgegebene 10-bändige *Erich Fromm-Gesamtausgabe* wurde 1999 um zwei Bände mit nachgelassenen Schriften erweitert (seit 2016 auch als E-Book zugänglich). Neben seiner Lehrtätigkeit (seit 2013 an der International Psychoanalytic University in Berlin) und zahlreichen Veröffentlichungen über Fromm publiziert Rainer Funk vor allem Analysen zum gegenwärtigen Sozialcharakter.

### Peter-Erwin Jansen

ist Philosoph und Soziologe. Er studierte bei Jürgen Habermas und Axel Honneth an der Goethe-Universität in Frankfurt. Zur Zeit lehrt er Philosophie, Geschichte sozialer Bewegungen, soziale Gerechtigkeit und Ethik an der Hochschule in Koblenz im Fachbereich Sozialwissenschaften. Er ist Gründungsmitglied der Internationalen Herbert-Marcuse-Gesellschaft und Herausgeber der unveröffentlichten Schriften von Herbert Marcuse (6 Bände) und Leo Löwenthal aus dem Löwenthal-Archiv. Zu seinen zahlreichen Veröffentlichungen zählen *Über Herbert den Greisen und Leo den Weisen* (zu Klampen, 2021) und *Zwischen Hoffnung und Notwendigkeit. Texte zu Herbert Marcuse* (Neue Kritik, 1999) sowie als Herausgeber *In steter Freundschaft. Briefwechsel Leo Löwenthal und Siegfried Kracauer, 1921–1966* (zu Klampen, 2003) und

*Das Utopische soll Funken schlagen. Zum 100. Geburtstag von Leo Löwenthal* (Vittorio Klostermann, 2000).

### Doris Maja Krüger

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Axel Springer-Lehrstuhl für deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte, Exil und Migration sowie wissenschaftliche Koordinatorin des Forschungs- und Digitalisierungsprojektes *Digitales Archiv jüdischer Autorinnen und Autoren in Berlin 1933–1945* (DAjAB) an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder. Sie arbeitet an einer Biografie Leo Löwenthals.

### Philipp Lenhard

ist DAAD Professor of History and German an der University of California in Berkeley und Privatdozent für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er forscht zur deutschen und europäischen jüdischen Geschichte der Neuzeit. Zuletzt erschienen die Monografie *Friedrich Pollock – Die graue Eminenz der Frankfurter Schule* (Suhrkamp 2019) und der Sammelband *Rethinking the Age of Emancipation: Comparative and Transnational Perspectives on Gender, Family, and Religion in Italy and Germany, 1800–1918* (Berghahn, 2020; gemeinsam mit Martin Baumeister und Ruth Nattermann). In Kürze erscheint seine Habilitationsschrift *Wahlverwandtschaften. Eine Kulturgeschichte der Freundschaft im deutschen Judentum, 1888–1938* (Mohr Siebeck, 2023). Zurzeit arbeitet Lenhard an einer Biografie des Instituts für Sozialforschung (C. H. Beck, 2023).

### Stefan Müller-Doohm

ist emeritierter Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Interaktions- und Kommunikationstheorien an der Universität Oldenburg. Gründer der Adorno Forschungsstelle und Leiter der Forschungsstelle für Intellektuellensoziologie. Forschungsgebiete: soziologische Theorien, Gesellschaftstheorie, Kommunikationsforschung und Medientheorie, Kultur- und Intellektuellensoziologie. Veröffentlichungen u. a.: *Adorno. Eine Biographie* (2003); *Jürgen Habermas. Eine Biographie* (2014); als Herausgeber u. a.: *Das Interesse der Vernunft. Rückblicke auf das Werk von Jürgen Habermas seit „Erkenntnis und Interesse“* (2000); (mit Richard Klein und Johann Kreuzer) *Adorno-Handbuch* (2011/2019); *Habermas Global* (2019) (mit William Outhwaite und Luca Corchia).

## Gunzelin Schmid Noerr

war bis 2015 Professor für Sozialphilosophie, Ethik und Anthropologie an der Hochschule Niederrhein, Mönchengladbach, Fachbereich Sozialwesen. Arbeitsschwerpunkte: Kritische Theorie der Gesellschaft (insbesondere im Verhältnis zur Psychoanalyse), Ethik der Sozialen Arbeit, Kulturanalysen. Er gab zusammen mit Alfred Schmidt Max Horkheimers Gesammelten Schriften und Briefe in 19 Bänden heraus (S. Fischer, Frankfurt a.M. 1985–96). Letzte Buchveröffentlichungen: *Ethik in der Sozialen Arbeit* (Stuttgart 2012, 2018); *Zur Kritik der regressiven Vernunft. Beiträge zur „Dialektik der Aufklärung“* (Hrsg. mit Eva-Maria Ziege, Wiesbaden 2019); *Ethische Zielkonflikte in der Sozialen Arbeit* (Stuttgart 2021); *Zwang und Utopie – das Potenzial des Unbewussten* (Hrsg. mit Margret Dörr und Achim Würker, Weinheim Basel 2022).

## Frederik van Gelder

wurde 1945 in Den Helder in den Niederlanden geboren. 1950 emigrierte er nach Südafrika, wo er an den Universitäten Witwatersrand und Natal (Durban) in den Fächern Medizin, Anthropologie, Sozialwissenschaften und Philosophie Abschlüsse erhielt. Während dieser Zeit engagierte sich van Gelder in der Anti-Apartheid-Bewegung. Von 1977 bis 1985 war er Stipendiat des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. 1985 schloss er seine philosophische Promotion an der Goethe-Universität Frankfurt bei Jürgen Habermas ab. Nachdem van Gelder zwischen 1986 und 1987 als Lehrbeauftragter für Soziologie und Philosophie tätig war, wurde er 1993 Fellow des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt am Main. Dort widmete er sich in seiner Forschung den langfristigen Folgen von Krieg und Verfolgung auf die nachfolgenden Generationen. Van Gelder publizierte zahlreiche Werke zur Frankfurter Schule, Philosophie und Psychoanalyse. 2007 war er Visiting Scholar of the Faculty of Arts an der University of Melbourne, Australien. Heute lebt van Gelder in Amsterdam: <https://amsterdam-adorno.net/>

## MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

### DIE THEMEN DER BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

1/2007

Yfaat Weiss über LEA GOLDBERG,  
Themenschwerpunkt Juden im  
Nachkriegsdeutschland

2/2007

ZUR HISTORISCHEN GESTALT  
GERSHOM SCHOLEMS  
mit Beiträgen von Jürgen Habermas,  
David A. Rees, Itta Shedletzky, Lina  
Barouch, Mirjam Triendl-Zadoff, Noam  
Zadoff und Giulio Busi

1/2008

MÜNCHNER PORTRÄTS:  
DREI JÜDISCHE BIOGRAPHIEN  
Christian Ude zu Kurt Eisner, Hans-  
Jochen Vogel zu Lion Feuchtwanger,  
Rachel Salamander zu Gerty Spies

2/2008

JUDENTUM UND ISLAM  
mit Beiträgen von John M. Efron,  
Richard I. Cohen und Carlos Fraenkel

1/2009

DEUTSCHLAND IN ISRAEL –  
ISRAEL IN DEUTSCHLAND  
mit Beiträgen von Dan Laor, Anja  
Siegemund, Christian Kraft, Andrea  
Livnat, Gisela Dachs, Chaim Be'er und  
Julie Grimmeisen

2/2009

DAS PORTATIVE VATERLAND  
mit Beiträgen von Hans Magnus  
Enzensberger, Rahel E. Feilchenfeldt,  
Andreas B. Kilcher, Michael Krüger,  
Thomas Meyer, David B. Ruderman, Ittai  
J. Tamari, Ernst-Peter Wieckenberg und  
Reinhard Wittmann

1/2010

EINE DEUTSCH-JÜDISCHE  
NACHKRIEGSGEOGRAPHIE  
mit Beiträgen von Tobias Freimüller,  
Katharina Friedla, Anne Gemeinhardt,  
Monika Halbinger, Tamar Lewinsky,  
Hendrik Niether, Andrea Sinn und  
Maximilian Strnad

2/2010

VON DER KRISTALLNACHT ZUM  
NOVEMBERPOGROM:  
DER WANDEL DES GEDENKENS AN  
DEN 9. NOVEMBER 1938  
mit Beiträgen von Norbert Frei, Anne  
Giebel, Constantin Goschler, Monika  
Halbinger, Harald Schmid und Alan  
E. Steinweis

1/2011

EIGENBILDER, FREMDBILDER –  
FORSCHUNGEN ZUM ANTIKEN UND  
MITTELALTERLICHEN JUDENTUM  
mit Beiträgen von Ismar Schorsch, Ora  
Limor und Israel J. Yuval, Kenneth Stow,  
Astrid Riedler-Pohlens und Wiebke  
Rasumny

2/2011

DAS NEUE SEFARAD – DAS MODERNE  
SPANIEN UND SEIN JÜDISCHES ERBE  
mit Beiträgen von David Nirenberg,  
Michael Studemund-Halévy, Michal  
Friedman, Stefanie Schüler-Springorum,  
Anna Menny, Carlos Collado Seidel und  
Alejandro Baer

1/2012

JÜDISCHE STIMMEN IM DISKURS DER  
SECHZIGER JAHRE – Elmauer Gespräche  
mit Awi Blumenfeld, Michael Brenner,  
Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner, Norbert  
Frei, Jürgen Habermas und Rachel  
Salamander

2/2012

KUNSTSTADT MÜNCHEN?  
UNTERBROCHENE LEBENSWEGE  
mit Beiträgen von Willibald Sauerländer,  
Sandra Steinleitner, Olena Balun, Anna  
Messner, Winfried Nerdinger, Eva-Maria  
Troelenberg, Annette Hagedorn, Heidi  
Thiede und Lisa Christina Kolb

1/2013

ISRAEL AND EUROPE  
Contributions by Colin Shindler, Azriel  
Bermant, Samuel Ghiles-Meilhac, Rory  
Miller, Oren Osterer, Jakub Tyszkiewicz  
and Noam Zadoff

2/2013

BRIEFE IM EXIL – JÜDISCHE  
EMIGRANTEN IN DEN USA  
Guy Stern, Thomas Meyer, Mirjam  
Zadoff, Michael A. Meyer, Friedrich  
Wilhelm Graf, Marie-Luise Knott,  
Martina Steer und Hiltrud Häntzschel  
kommentieren Briefe von Leo Strauss,  
Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger, Ernst  
Cassirer, Hannah Arendt, Friedrich  
Torberg, Selma Stern

1/2014

ZIONISMUS UND NATUR-  
WISSENSCHAFT  
mit Beiträgen von Kärin Nickelsen,  
Dana von Suffrin, Derek J. Penslar, Ute  
Deichmann, Anthony S. Travis, Sarah  
Oren, Yulia Egorova und Dieter  
Langewiesche

2/2014

JUDENVERFOLGUNG IN MÜNCHEN  
mit Beiträgen von Andreas Heusler, Dana  
Smith, Christiane Kuller, Susanna  
Schrafstetter und Maximilian Strnad

1/2015

DAS GROSSE IM KLEINEN –  
ÜBER ERZIEHUNG  
mit Beiträgen von Bettina Bannasch,  
Michael Brenner, Nazli Hodaie, Philipp  
Lenhard, Julia Müller-Kittnau, Gregor  
Pelger, Evita Wiecki und Mirjam Zadoff

2/2015

LEBENSFREUNDSCHAFTEN  
JÜDISCHER INTELLEKTUELLER  
IM 20. JAHRHUNDERT  
mit Beiträgen von Lars Bullmann, Philipp  
Lenhard, Gerhard Scheit, Heidrun Siller-  
Brabant und Shulamit Volkov

1/2016

JÜDISCHE ARMUT  
mit Beiträgen von Martha Keil, Sabine  
Koller, Gerhard Langer, Jeffrey Shandler  
und Susanne Talabardon

2/2016

VON EUROPA NACH SÜDAMERIKA –  
DEUTSCH-JÜDISCHE KULTUR IN DER  
EMIGRATION  
mit Beiträgen von Alejandro Baer, Liliana  
Ruth Feierstein, Johanna Hopfengärtner,  
Luis Krausz, Irene Münster, Sonja Wegner  
und Alexander Valeriu

1/2017

50 JAHRE SECHS-TAGE-KRIEG  
mit Beiträgen von Johannes Becke, Julie  
Grimmeisen, Andreas Heusler, Katharina  
Hey, Wolfgang Kraushaar, Dominik Peters,  
Hannes Pichler und Raphael Rauch

2/2017

NACHBARSCHAFTEN. THOMAS MANN  
UND SEINE JÜDISCHEN  
SCHRIFTSTELLER- UND  
KÜNSTLERKOLLEGEN IN MÜNCHEN  
mit Beiträgen von Dirk Heißeher, Carmen  
Sippl und Guy Stern

1/2018

DIE MÖHLSTRASSE – EIN JÜDISCHES  
KAPITEL DER MÜNCHNER  
NACHKRIEGSGESCHICHTE  
mit Beiträgen von Anna Holian, Willibald  
Karl, Lilly Maier, Raphael Rauch und  
Ronen Steinke

2/2018

MÄRZ '68 IN POLEN – EINE ANTISEMI-  
TISCHE KAMPAGNE UND IHRE FOLGEN  
mit Beiträgen von Zygmunt Bauman,  
Justyna Koszarska-Szulc, Daniel Mahla,  
Olga Mannheimer, Natalia Romik,  
Stephan Stach und Marcin Starnawski

1/2019

ALTNEU – JÜDISCHES LEBEN  
IN EUROPA NACH 1989

mit Beiträgen von Philipp Lenhard,  
Daniel Mahla, Jair Melchior,  
Michael L. Miller, Diana Pinto und  
Ute Steyer

2/2019

BÜCHERSPUREN. KARL WOLFSKEHLS  
DEUTSCH-JÜDISCHE BIBLIOTHEK

mit Beiträgen von Maik Bozza, Johannes  
Gindele, Caroline Jessen, Marie Luise  
Knott, Julia Schneidawind und Friedrich  
Voit

1/2020

TÜR AN TÜR IM MITTELALTER:  
JÜDISCH-CHRISTLICHE NACH-  
BARSCHAFT VOR DEM GHETTO

mit Beiträgen von Eveline Brugger, Rachel  
Furst, Eva Haverkamp-Rott, Andreas  
Lehnertz, Astrid Riedler-Pohlens, Sophia  
Schmitt und Birgit Wiedl

2/2020

BEGEGNUNGEN. JUDEN UND  
MUSLIME IM DEUTSCHLAND DER  
ZWISCHENKRIEGSZEIT

mit Beiträgen von Marc David Baer,  
Gerdien Jonker, Sabine Mangold-Will,  
David Motadel und Ronen Steinke

1/2021

BAYERN UND ISRAEL:  
GESCHICHTE(N) ZWISCHEN ISAR  
UND JORDAN

mit Beiträgen von Anna Abelmann,  
Lydia Bergida, Irit Chen, Katrin Diehl,  
Markus Greif, Avinoam J. Patt, Hannes  
Pichler, Felix Schölch, Ludwig Spaenle  
und Julia Treindl

2/2021

JÜDISCHE SCHICKSALE  
IM FASCHISTISCHEN ITALIEN

mit Beiträgen von Lutz Klinkhammer,  
Ruth Nattermann, Liana Novelli Glaab,  
Michele Sarfatti, Anna Teicher, Daniel  
Vogelmann und Ulrich Wyrwa

1/2022

JÜDISCHES LEBEN IN BELARUS  
IM 20. UND 21. JAHRHUNDERT

mit Beiträgen von Tatsiana Astrouskaya,  
Verena Dohrn, Claire Le Foll, Alexander  
Friedman, Anke Hilbrenner, Martina  
Niedhammer, Evgenij S. Rozenblat, Ina  
Sorkina und Magdalena Waligórska